



Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

38. Jahrgang * vom Oktober 1901 bis dahin 1902. * * * Ausgegeben am 26. Oktober 1901 * Nr. 4.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

Zur Verlobung der Erzherzogin Elisabeth. Nachdem die Witwe des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich im vorigen Jahre dem Grafen Lonyay zu einem zweiten Eheband die Hand gereicht, hat jetzt auch seine einzige Tochter, die achtehnjährige Erzherzogin Elisabeth, ein Herzensbündnis mit einem Manne geschlossen, der einem nichtkonvertirten Hause entstammt. Trotzdem aber hat der kaiserliche Großvater, Kaiser

Nahrung gefunden haben. Die junge Braut ist am 2. September 1883 im Schlosse Laxenburg bei Wien geboren worden und man feierte diesen Tag in der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie als einen hohen Festtag. Die Erziehung des kronprinzlichen Töchterleins lag zunächst in den Händen einer französischen Gouvernante, dann einer Wiener Lehrerin und eines Bürgerschullehrers. Auf besonderen Wunsch

eltern, bis das schreckliche Geschick des Kronprinzen Rudolf seine finsternen Schatten in das kaiserliche Haus warf. Wie die Großmutter, die Kaiserin Elisabeth, verbrachte auch die Kronprinzessin-Witwe unter dem traurigen unbergehligen Eindruck des Geschehenen regelmäßig einen großen Teil des Jahres auf Reisen, und nur der kaiserliche Großvater überwachte stetig die Erziehung und Entwicklung seines geliebten Enkel-

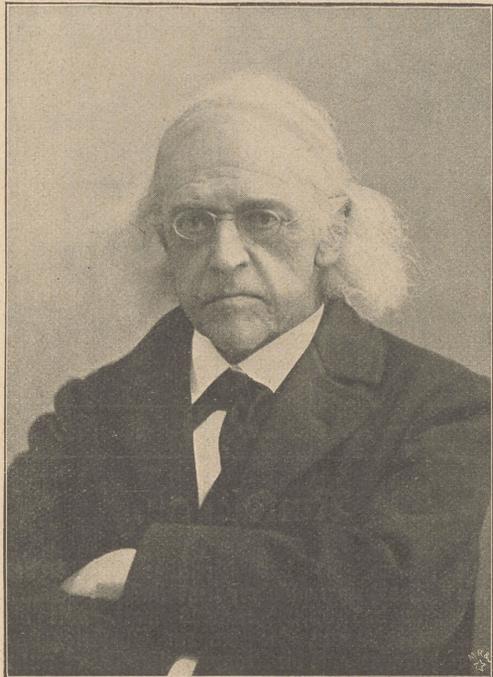


Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich und ihr Verlobter, Otto Prinz zu Windisch-Graetz.
Nach Aufnahmen von den Hofphotographen v. Türl und Abete, Wien.

Franz Joseph, in seiner schon so oft bewiesenen Herzensgüte auch diesem Bündnis seine Zustimmung erteilt, und so ist denn am 12. Oktober die Verlobung öffentlich bekannt gegeben worden. Die Herzensneigung der anmutigen jungen Erzherzogin, die ein besonderer Liebling ihres Großvaters ist, soll schon seit langem bestehen und namentlich in der verflochtenen Winter-Saison, wo Erzherzogin Elisabeth zum ersten Mal die Hofbälle besuchte, ihre

der Mutter wurde dabei der Lehrplan der österreichischen Volksschule zu Grunde gelegt, und alle Jahre mußte die kleine Erzherzogin, die sich übrigens als eine sehr begabte und fleißige Schülerin erwies, vor ihrer Mutter und einer Hofdame eine Prüfung ablegen. Auch der kaiserliche Großvater überwachte den Bildungsgang seiner Enkelin mit Interesse. Die erste Jugend der kleinen Erzherzogin verlief sehr glücklich unter der zärtlichen Fürsorge von Eltern und Groß-

kindes. Das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter blieb indessen immer ein sehr herzliches, und als die Erzherzogin Elisabeth heranwuchs, nahm sie, soweit ihre fortgesetzten Studien es erlaubten, an den Reisen der Mutter teil. So lebten sie in traulicher Gemeinschaft zusammen, bis die zweite Ehe der Mutter die junge Erzherzogin ganz allein dastehen ließ. Nun wird die junge Erzherzogin bald ein eigenes glückliches Heim an der Seite ihres Er-

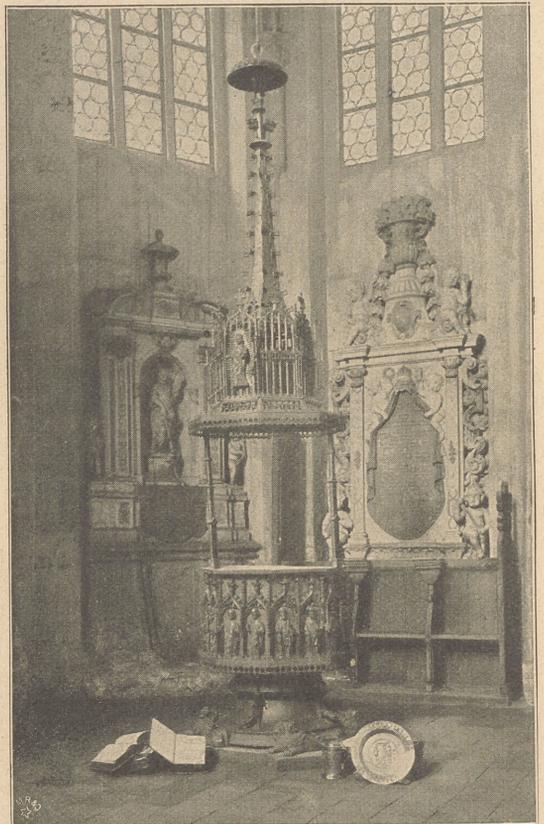


Prof. Theod. Mommsen z. 50jähr. Amtsjubiläum.

Er beschäftigt sich viel mit naturwissenschaftlichen Studien und gilt als einer der begabtesten jungen Offiziere der österreichischen Armee; er soll, wie es heißt, auch nach seiner Vermählung im Armeestande bleiben und nach Absolvierung der Kriegsschule, die er jetzt frequentiert, dem Generalstabe zugeteilt werden.

Prof. Theod. Mommsen's Amtsjubiläum.
Am gleichen Tage, wo Rudolf Virchow seinen 80. Geburtstag feierte, beging unser zweiter größter Gelehrter, Theodor Mommsen, das Fest seines 50-jährigen Amtsjubiläums. Der greise Forscher, der

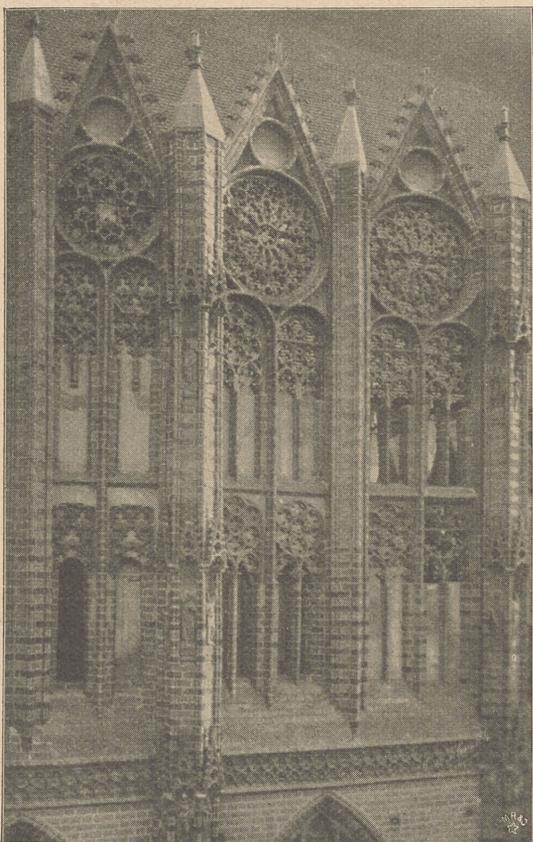
wählten haben. Prinz Otto zu Windisch-Graetz, der soeben 28 Jahre alt geworden ist, entstammt der jüngeren Linie des fürstlichen Hauses Windisch-Graetz, einer sehr alten steiermärkischen Adelsfamilie, die im Jahre 1658 in den Reichsgrafenstand und 1804 bzw. 1822 in den Reichsfürstenstand erhoben worden ist. Prinz Otto, eine sehr gewinnende, ritterliche Erscheinung, ist der Sohn des Prinzen Ernst zu Windisch-Graetz, Oberst a. D., bekannt als eifriger Numismatiker und durch prähistorische Forschungen. Die früh verstorbene Mutter des Prinzen Otto war eine geborene Prinzessin Dettingen. Prinz Otto steht als Oberleutnant beim 1. Manen-Regiment in Wien.



Der Taufstein. Aufn. von F. A. Schwarz, Berlin.



Seitenansicht der Kirche.



Dach-Aufsatz über dem mittleren Seitenschiffenfenster.
Aufnahmen von F. A. Schwarz, Berlin.
Zum 500jährigen Bestehen der St. Katharinen-Kirche in Brandenburg.

Bereits am Ende seines 84. Lebensjahres steht (am 30. November 1817 ist er zu Garding in Schleswig-Holstein geboren), verlebte in aller Stille diesen Gedenttag, an dem er vor 50 Jahren seine Berufung zum ordentlichen Professor erhielt. Die Glückwünsche der Staatsregierung sprach ihm der Kultusminister Dr. Studt aus. Die Berliner Universität, der Professor Mommsen nun schon 43 Jahre angehört, entsandte eine große, vom Rektor Professor Harnack geführte Abordnung mit den vier Dekanen, denen sich eine Reihe von Professoren angeschlossen hatte. Der hochbetagte Gelehrte ist ungeachtet der Fülle seiner Jahre noch so frisch und arbeitsfähig, daß er, wie an dieser Stelle ja auch erwähnt, z. B. noch im vergangenen Frühjahr an dem

Kongress der Akademien in Paris teilnehmen konnte, wo er Gegenstand großer Auszeichnung war.

Zum 500jährigen Bestehen der St. Katharinenkirche in Brandenburg.
Auf ein ehrwürdiges Alter und eine reichbewegte Geschichte kann die St. Katharinenkirche in Brandenburg zurückblicken, die am 13. Oktober die Feier ihres 500jährigen Bestehens in der unveränderten heutigen Gestalt beging. Bereits am Freitag und Sonnabend vorher wurden Vorfeiern abgehalten, aber der Sonntag brachte den Hauptakt des Festes, bei dem Generalsuperintendent Oberhofprediger D. Dryander die Predigt hielt. Das altehrwürdige Gotteshaus ist recht ein Kind seiner Heimat, ein Bau aus einfachen Backsteinen, wie sie der Lehmboden des Havellands so reichlich hergibt, dabei aber doch ein Werk edler Kunst mit den feinen Linien und der reichen Gliederung der Fassade und Portale. Das Innere leidet jedoch unter recht primitiven Holzpfeilern, in deren Einbau man zu

Beginn des 18. Jahrhunderts irriger Weise etwas besonders Geschmackvolles zu schaffen geglaubt hat. Sehr wirkungsvoll sind insbesondere die Kolossalstatuen der Apostel zur Rechten und zur Linken des Hauptaltars.

Das Prinz Albrecht-Denkmal in Charlottenburg. Am 14. Oktober ist in Gegenwart des Kaisers und anderer Fürstlichkeiten vor dem Stadtschloß in Charlottenburg das Denkmal für den verewigten Prinzen Albrecht von Preußen, den verdienstvollen Heerführer und Mitkämpfer von Düppel, Königgrätz und Paris, enthüllt worden. Unter andern wohnten der Feier die Kinder des verewigten Prinzen, der Prinzregent Albrecht von Braunschweig und dessen Schwester, die Herzogin Wilhelm zu Mecklenburg-Schwerin bei. Das Denkmal, ein Werk der bekannten Bildhauer Brödel und Professor Freyberg, stellt den prinziplichen Reitergeneral in feldmäßigen Anzuge dar, wie er den Teilnehmern des großen Krieges von 1870/71 noch wohl in Erinnerung ist. Zwei Sockelreliefs stellen Szenen aus der Schlacht von Frénois (Sedan) und nach dem Gefecht von Orléans dar, an denen der Prinz hervorragenden Anteil genommen hat.

Zum Thronwechsel in Afghanistan. Am 3. Oktober ist der Emir von Afghanistan, Abdur Rahman, nach kurzer Krankheit



Das Prinz Albrecht-Denkmal in Charlottenburg.
Aufnahmen von S. Rudolph, Berlin.

gestorben, und sein ältester Sohn, Habib Ulla Chan, ist ihm in der Herrschaft gefolgt. Wider Erwarten und gegen die Gewohnheiten des kriegerischen Landes ist dieser Wechsel in der Regierung, der auch in weltpolitischer Hinsicht bedeutungsvoll ist, in Ruhe vor sich gegangen, wenigstens soweit bis zur Drucklegung dieser Zeilen Nachrichten vorlagen. Abdur Rahman hat nur ein Alter von 56 Jahren erreicht; er war 1880 zur Herrschaft gelangt, nachdem der

von den Engländern eingesetzte Jakob Chan sich als unzuverlässig und unfähig erwiesen hatte. Obwohl ein Feind der Engländer, nahm er die Herrschaft doch aus ihren Händen an und zeigte sich während des Kampfes der Engländer mit Jakob Chan treu. Seitdem wußte er seine Herrschaft im Innern zu erhalten und auch nach außen geschickt zwischen England und Rußland zu labieren. Sein Nachfolger in



In der Schlacht bei Frénois.
Sockelrelief am Prinz Albrecht-Denkmal.



Nach dem Gefecht bei Orléans, 2. Dez. 1870.
Sockelrelief am Prinz Albrecht-Denkmal.

der Herrschaft, Habib Ulla Chan, ist ein Mann anfangs der dreißiger Jahre und politisch natürlich bisher noch nicht hervorgetreten, sodaß man in Rußland wie in England sehr gespannt darauf ist, wie er sich zu diesen beiden großen Nebenbuhlern an den Grenzen seines Reichs stellen wird.

* * *



Abdur Rahman, der verstorbene Emir von Afghanistan.
Aufnahme von Fry in Sheffield.



Habib Ulla Chan, der neue Emir von Afghanistan.

Der Distanz-Dauertritt des Oblt. Heyl. Am 3. Oktober hat der Oberleutnant Heyl vom 9. Dragoner-Regiment seine Garnison Metz verlassen, um einen Dauertritt über Wien nach Bukarest auszuführen. Dieser ca. 2000 km betragende Ritt stellt an Reiter und Pferd die höchsten Anforderungen, da für ihn nur 20 Tage vorgesehen sind, mithin durchschnittlich 100 Kilometer auf den Tag kommen. Wie vielleicht manchem unserer Leser noch

erinnerlich, nahm Herr Heyl seinerzeit, damals erst ein Jahr Offizier, an dem Distanzritt Berlin-Wien hervorragenden Anteil, indem er als einer der ersten Reiter von deutscher Seite in Wien ankam. Herr Heyl reitet einen 8jährigen englischen Hunter.

Das Körner-Denkmal in Chemnitz. Dem Freiheitskämpfer und -Kämpfer Theodor Körner ist in Chemnitz, „der Stadt der Arbeit“ ein Denkmal errichtet worden. Am Freitag, den 18. Oktober, dem Jahrestag der Leipziger Schlacht, fiel die Hülle von dem Monument, das Prof. Epler in

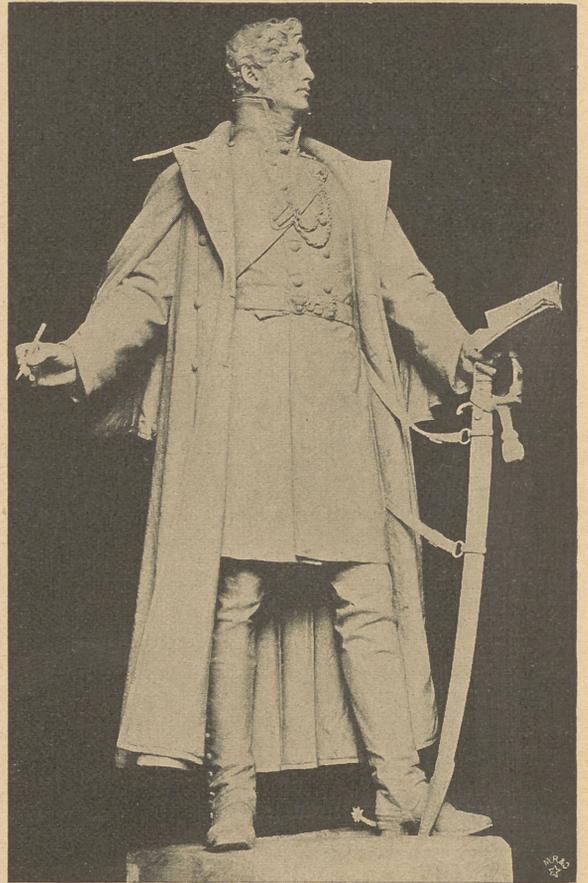
Dresden geschaffen hat. Es zeigt in glücklicher Auffassung Körner als sinnigen Dichter und begeisterten Helden. Gegossen ist die 2,80 m hohe, mit künstlicher Patina überzogene Figur von der Dresdener Firma Biner u. Franz. Den Sockel aus rötlichem, geschliffenen Granit zieren auf der Vorderseite ein, Leher und Schwert umschließender, Lorbeerfranz und der Name Theodor Körner. Auf der Rückseite ist zu lesen: Aus Dankbarkeit gewidmet vom Verein Körner-Tisch. Dieser Verein, bestehend aus etwa 200 patriotisch gesinnten Männern, fasste vor 9 Jahren aus Anlaß der 100. Geburtstagsfeier Körners den Entschluß, den Körner-Platz im Ostviertel der Stadt mit einem Denkmal des Dichters zu schmücken, der während seines Studienaufenthaltes im nahen Freiberg, wo er die Bergakademie besuchte, oft Gelegenheit hatte, die Stadt Chemnitz und ihre Umgebung zu besuchen. Eine seiner volkstümlichsten Dich-

tungen „Harras, der kühne Springer“ ist diesen Ausflügen zu verdanken. Die Kosten des Chemnitzer Denkmals, etwa 25 000 M., wurden von dem oben genannten Verein Körner-Tisch teils durch Sammlungen, teils durch Mitgliederbeiträge aufgebracht. Die Stadt Chemnitz leistete einen Zuschuß von 7500 M. Am Tage der Denkmals-Eröffnung fand eine große Festfeier statt, an der alle Kreise der Bevölkerung teilnahmen.

* * *

Das Schweizerische Parlamentsgebäude. Als eines der stattlichsten Schweizerischen Bauwerke darf der jetzt nach genau fünfzigjähriger Bauzeit endlich vollendete Bundespalast in Bern gelten. Im Jahre 1852 begonnen, wurde zuerst der westliche Flügel aufgeführt und im Jahre 1857 vollendet. Dort wurden die Amtslöcher für die sieben Bundesräte, die die eidgenössische Executive bilden, sowie die Sitzungssäle für die beiden gesetzgebenden Körperschaften

untergebracht, die sich auch heute noch dort befinden. Von 1888 bis 1892 wurde dann der östliche Flügel aufgeführt, der heute die verschiedenen eidgenössischen Verwaltungsdepartements enthält, so das des Krieges, des Handels und der Landwirtschaft. Endlich im Jahre 1898 begann man den Mittelbau herzustellen, der dem ganzen Gebäude sein charakteristisches Gepräge verleiht. Derselbe enthält einen großen Stuppel-



Das Körner-Denkmal in Chemnitz.

saal, in dem die vereinigte Bundesversammlung, National- und Ständerat, bei wichtigen Anlässen, z. B. der Wahl des Bundesrates und des Bundesgerichtes tagen wird. Das im Florentiner Palaststil aufgeführte Gebäude ist nach den Plänen von Professor Auer in Bern ausgebaut. Die Baukosten betragen gegen 10 Millionen Franken. Wie in Aussicht genommen, soll die feierliche Inauguration des Baues bei Gelegenheit der Herbstsession des Schweizerischen Parlaments stattfinden.

* * *



Ob.-Lt. Seyl vor seinem Distanzritt Meh-Bukarest. Aufn. von Eugen Jacobi, Hofphotograph, Meh.

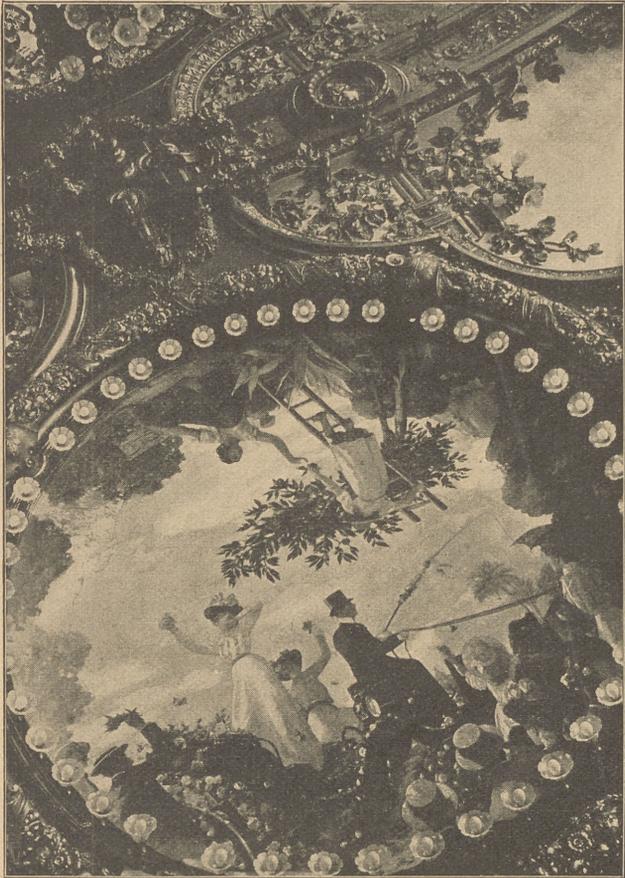


Der neue Bundespalast in Bern.



Stadt.
Virchow, Müller,
v. Lichten, Graf Holabovetz.

Die Feier von Prof. Virchow's 80. Geburtstag im Saal des Pathologischen Instituts zu Berlin.
Nach einer Aufnahme von Gaubert & Sabitzky in Berlin.



Deckenplafond im Restaurationsaal.

Von der Virchow-Feier in Berlin.
Die Feier des 80. Geburtstags Rudolf Virchows ist am Sonnabend den 12. Oktober mit einem Festakt im Pathologischen Museum eröffnet worden. Geh. Rat Virchow hatte dazu selbst eingeladen, um die Sammlungen des Museums vorzuführen. Der Feier wohnten als Vertreter des Reichskanzlers Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Conrad, ferner die Minister Studt, v. Thielen, Möller, die

Staatssekretäre Graf v. Posadowsky-Wehner und Frh. v. Nichteosen bei. Außerdem waren noch erschienen mit dem Kultusministerium der Ministerialdirektor Althoff und der Dirigent der Medizinal-Abteilung, Geh. Ober-Reg.-Rat Förster, ferner der Generalstabsarzt der Armee Dr. v. Leuthold mit den Generalärzten Schjerning, Stahl und Schaper, der Oberbürgermeister Kirchner und die hervorragendsten Vertreter der medizinischen Wissenschaft. Minister Dr. Studt hielt eine Ansprache, in der er die unvergänglichen Verdienste Virchows in die

Wissenschaft als Forscher und Lehrer sowie seine unermüdlige, jegensreiche Arbeit für das Wohl der Menschheit feierte. Zum Schluß übergab der Minister dem Jubilar dessen Büste, die im Museum zur dauernden Erinnerung ihre Stätte finden soll. Nach kurzen Dankesworten Geh.-Rats Virchows begaben sich nun die Versammelten in den Hörsaal des Pathologischen Instituts, wo eine dichte Schar von Verehrern des greisen Gelehrten alle Plätze besetzt hielt. Hier hielt Virchow eine längere Ansprache, während der er ihn unsere Aufnahme zeigt, und eine Rede des Generalarzts Dr. Schaper folgte. Die offizielle Feier fand am Sonnabend Abend im Sitzungssaal des Abgeordnetenhauses statt unter überaus starker Beteiligung, darunter auch wieder die Vertreter der staatlichen Behörden. Die Festrede hielt Geh. Rat Waldeyer, der zugleich die von Verehrern Virchows gestiftete Summe von 50 000 Mark zur Verstärkung der Rudolf Virchow-Stiftung übergab, während die Stadt Berlin dieser sogar 100 000 Mark zuwandte. Kultusminister Dr.



Erfrischungsraum.

Studt verlas ein huldvolles Anschreiben des Kaisers an den Jubilar, dem damit die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen wurde. Weitere Ansprachen hielten u. a. noch der Generalstabsarzt der Armee Prof. v. Leuthold und der italienische Minister Vaccelli.

Ein Bahnhofs-palast in Paris. Wir führen heute unseren Lesern einige Ansichten von den wirklich mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Innenräumen des neuen Bahnhofsgebäudes der Paris-Lyon-Mittelmeer-Linie vor, das kürzlich dem Verkehr übergeben worden ist. Es ist dabei interessant zu sehen, wie man, entgegen der herrschenden Mode, bei diesem Neubau ganz von dem jetzt überall so beliebten Sezessionsstil abgesehen und die alten Formen der Spätrenaissance gewählt hat.



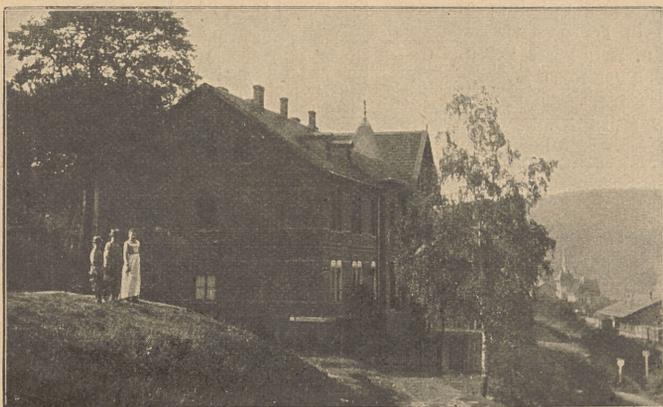
Warte-Saal des neuen Bahnhofs der Paris-Lyon-Mittelmeer-Linie.

Ein Bahnhofs-palast in Paris.

Frauen- Daheim.

Nahe der Bahre
Kommt oft das Heimischwerden auf Erden,

Die Jahre,
Wo die Frühlinge immer schöner werden.



Das Mädchenheim in Milspe in Westfalen.



Ansicht von Milspe mit dem Mädchenheim.

Das Mädchenheim in Milspe in Westfalen.

(Mit 3 Abbildungen.)

Wenn man beim Durchfahren des westfälischen Industriebezirks zur Mittagszeit die langen Reihen von Arbeitern und Arbeiterinnen aus der rauchigen Atmosphäre der öden Fabrikgebäude ihren Wohnungen zugehen sieht, so legt man sich unwillkürlich die Frage vor: Finden diese Leute in ihren Wohnungen die Erholung und die Lebensbedingungen, die ihnen nach Stunden gleichmäßiger Arbeit die nötige Spannkraft zu neuer Tätigkeit gibt? Wie dem auch sei: Eins steht fest, es wird von seiten der überwiegenden Mehrzahl der Fabrikleitungen in unserm deutschen Vaterland alles aufgeboden, um die Lebensbedingungen der Arbeiter zu den denkbar günstigsten zu gestalten.

Unsere Abbildungen zeigen das Mädchenheim zu Milspe i. W., das von der Firma Altenloh, Brink & Co. in uneigennützigster Weise zum Wohle und zum Segen ihrer Arbeiterinnen musterhaft eingerichtet ist.

In schöner Gegend, am Abhange eines bewaldeten Berges frei und gesund gelegen, soll das Haus den Arbeiterinnen das bieten, was der Name besagt: eine Heimat.

Es ist Mittag. In vergnügten Gruppen kommen die Arbeiterinnen aus der nahegelegenen Fabrik zum Essen in das Mädchenheim. Sie haben ihr Arbeitszeug in der Fabrik gegen helle saubere Sommerkleider gewechselt, und alle eilen dem großen Speisesaal zu, in dem an vielen Tischen für je

6—7 Personen schon gedeckt ist. An jedem Tische hat ein Mädchen die Bedienung und geht zum Schalter, um die Speisen in Empfang zu nehmen, die aus der Küche gereicht werden. Es gibt Suppe, Fleisch und Gemüse, an Feiertagen auch Mehlspeise, jeden Tag abwechslungsreich, gut zubereitet und reichlich. Nachdem die Vorsteherin das Tischgebet gesprochen, beginnt die vergnügte Mahlzeit, und das „Tischmädchen“ muß oft zum Schalter gehen, um die geleerten Schüsseln wieder füllen zu lassen. Nach dem Dankgebet verteilen sich die Gruppen, teils handarbeitend, teils lesend oder plaudernd im Sommer auf die verschiedenen Sitzplätze im Garten, im Winter dagegen im behaglich erwärmten und hübsch eingerichteten Saal. Jetzt werden auch die persönlichen Anliegen der Vorsteherin mitgeteilt, die hier hilft und zuredet, da tröstet und vermittelt, zuweilen auch straft und Ordnung stiftet.

Rasch ist die Erholungspause zu Ende, der erste Pfiff der gegenüberliegenden Fabrik ertönt — ein Fliegen, Laufen und Eilen, und die Schar ist für ein paar Stunden verschwunden, nicht ohne vorher wohlgeschmecktes Weißbrot und gemahlene Kaffee mitbekommen zu haben, der im Maschinenraum der Fabrik gefocht und getrunken wird.

Das Heim ist in allen Räumen hell, geräumig und luftig. — Neben dem Esssaal liegt die Küche mit den dazu gehörigen Nebenräumen, alles nach neuesten Erfahrungen praktisch und bequem eingerichtet. — Die hygienischen Einrichtungen des Hauses sind vorzüglich durch Anlage einer Kalt- und

Warmwasserleitung. Baderäume stehen den Arbeiterinnen jederzeit zur Verfügung, und eine Centralheizung erhält das Haus im Winter in behaglicher Erwärmung. — Die Schlafzimmer liegen im ersten Stock und sind ebenfalls musterhaft eingerichtet und tadellos gehalten.

Im Keller sind ausgedehnte Vorratsräume. Selbst eine Hausfrau, die für eine recht große Familie zu sorgen hat, macht sich schwerlich einen Begriff von den Mengen, die täglich angerichtet werden müssen, und der Masse dieser Brote, Würste, Buttertöpfe etc.

Mehrere große Räume im Keller sind zu Waschküchen mit Mangelvorrichtung und zu Bügelstuben eingerichtet. Die Arbeiterinnen waschen nämlich ihre Wäsche selber und bekommen sogar die Seife dazu geliefert, denn sie sollen nicht nur im Heim ein gesundes Unterkommen finden, sondern inmitten eines christlichen Familienlebens auch zu Hausfrauen herangebildet werden.

Die Organisation ist vorzüglich. Alle häuslichen Arbeiten, die ein großes Haus und das Zusammenleben so vieler verlangt, werden von den Mädchen abwechselnd besorgt. Die Fabrik gibt dazu den nötigen Urlaub, ohne den Lohn zu kürzen. Alle Hausarbeit lernen die Mädchen sachgemäß, ordentlich und sparsam unter Leitung der Vorsteherin ausführen. Zum Zeugausbessern und nützlichen Handarbeiten bieten die Abende Gelegenheit.

In diesen Einrichtungen liegt wohl der größte Segen des Mädchenheims. Ein Arbeiter, der ein Mädchen heiratet, das längere Zeit im Heim war, kann darauf rechnen, eine ordentliche, wirtschaftliche Frau zu bekommen. Auch mit leeren Händen wird eine solche Frau nicht kommen, denn sie hat Gelegenheit, sich das Geld zu einer Aussteuer oder einem Notpfennig zu ersparen. — Die Löhne sind so gut, und das Kostgeld für den gesamten Unterhalt im Heim ist so gering, daß ein ordentliches Mädchen sich mindestens 200 Mark im Jahre ersparen kann.

Möchten an vielen Orten derartige Einrichtungen entstehen und gedeihen zum Wohle unserer deutschen Arbeiterbevölkerung!

Sda Lindemann.



Andachtstunde im Mädchenheim in Milspe.

Eine Ausstellung künstlerischer Kleiderstoffe.

Es scheint fast, als ob die künstlerische Hebung der Frauentracht ihren Ausgang an Rheine nehmen sollte. Vor Jahresfrist fand, wie bekannt, in Krefeld zum erstenmale eine Ausstellung nach künstlerischen Entwürfen ausgeführter Damenkleider statt. Nunmehr zeigt eine Ausstellung im Kunstgewerbemuseum zu Köln zum erstenmale moderne künstlerische Kleiderstoffe: die Seidenweberei von Deuß und Dettler in Krefeld bietet dem

Publikum nach der Angabe von Künstlern gefertigte, der künstlerischen Ausgestaltung des Frauenkleides entgegenkommende Seidenseuge. Jeder ausgeprägte Kunststil zeitigt in der Verfolgung seiner Entwicklung ganz logisch eine Gesamtkunst, indem er die ihm eigentümlichen Kunstformen auch in den Gebrauchsgegenständen zum Ausdruck zu bringen sucht und ihnen damit kunstgewerbliche Bedeutung verleiht. Die Gewebe haben aber stets einen wesentlichen Zweig des Kunstgewerbes ausgemacht, da sie der Flachornamentik ein ausgedehntes, fast unbegrenztes Feld boten. Man denke nur an die künstlerische Bedeutung des Granatapfelmusters in den Geweben der Spätgotik und Renaissance. Es ist demnach nicht zu verwundern und nur anzuerkennen, wenn sich moderne Künstler von bewährtem Rufe mit der Musterung von Gewandstoffen beschäftigen und damit der angewandten Kunst — wie man das Kunstgewerbe neuerdings benennt — ein Gebiet zurückerobern, das ihr durch den im Haichen nach Saisonheiten verflachten Geschmack verloren zu gehen drohte. Die künstlerische Textilindustrie hat sich nun begreiflicherweise zunächst in der Herstellung des kostbarsten Stoffes, der Seide, bethätigt. Beteiligt haben sich an den Musterentwürfen zwei Künstler, die auch bei der Krefelder Ausstellung hervorgetreten, Henry van de Velde und Alfred Mohrbutter, und als dritter Professor Otto Eckmann, der bekanntlich in Entwürfen für Tapeten und Teppiche längst seine ausgezeichnete und eigenartige Begabung für Flächenornamentik bewiesen. Die schönen Muster von Professor D. Eckmann sind nur in schwarzem Damast ausgeführt, woraus sich eine wundervolle Wirkung und besonders gute Verwendbarkeit ergibt. Eckmann sucht seine Vorwürfe in der Pflanzenwelt und gibt teils schlankes, streifenartig angeordnetes Rankenwerk, so ein charakteristisches Krokusmotiv, teils verstreute Blumen, die aus breit hingehorzonen Schnörkeln hervortreten. Schnörkel und Blattranken sind auch die Ziermotive, mit denen Alfred Mohrbutter arbeitet. Doch hebt sich in seinen farbig gehaltenen Stoffen die Zeichnung in fein abgestimmten, helleren Tönen von dem Untergrunde ab, und bei einem Seidenstoffe mit leichten Ranken, der in mehreren Ausführungen, einmal in Gelb und einmal in Grau, vertreten ist, wird durch eingestreute hellblaue Schmetterlinge noch ein besonderer Effekt erzielt. Die eigenartigsten Musterungen bringt Henry van de Velde. Auch er begnügt sich, grelle Farbkontraste vermeidend, durchgehend mit mehreren Tönen einer Scala; nur selten und ganz sparsam kommen zur schärferen Markierung absteckende Farben zur Verwendung. Die Eigenart der von van de Velde gebotenen Seidenstoffe liegt jedoch in seiner Zeichnung, die Blumen und überhaupt naturalistische Motive grundsätzlich verwirrt und an deren Stelle höchst charaktervoll, kräftig und bestimmt wirkende Liniengebilde setzt. Für den praktischen Wert der Ausstellung ist es wesentlich, daß weder bei ihm noch bei Eckmann und Mohrbutter originell gleichbedeutend mit auffallend ist. Die meisten Schaufensterauslagen zeigen weit aufdringlichere Gewandstoffe als diese, die sich nicht herausfordernd vordrängen, sondern nur im Dienste einer angestrebten Gesamtkunst die schablonenhafte Modeproduktion durch Erzeugnisse von künstlerischem, persönlichem Gepräge ersetzen wollen.

Petta Zilkens.

Kunst im Hause.

Ein reizendes Geschenk ist ein mit Schnitz- oder Brandarbeit verziertes Lesepult, wie es unsere Abbildung zeigt. Für Leidende und Kranke, die in liegender oder lehrender Haltung lesen, sind solche Lesepulte eine wahre Wohlthat, aber auch der Gesunde wird diese Bequemlichkeit für viele Fälle, für den Garten, die Sommerfrische u. nicht verschmähen. Das praktische Lesepult „Zucundus“, das unser Modell in so hübsch verziertem Exemplar

— mahagoni-braun mit buntlasierten Blumen — darstellt, stammt von der Firma D. Jrgang in Potsdam, Charlottenstr. 9.

Ein Vorschlag.

Im Frauenheim Nr. 52 spricht sich eine Dame darüber aus, wie wenig die jungen Mädchen auf die Arbeit in der Krankenpflege vorbereitet werden, welche das Leben doch in jeder Familie einmal von ihnen fordert. Welch' ein Segen, wenn deren Vorschlag Wahrheit würde und in der ersten Klasse jeder Mädchenschule, in jeder Haushaltungsschule, jedem Mädchenpensionate die jungen Mädchen ein paar Unterrichtsstunden in der praktischen Krankenpflege bekämen.

Es wäre sehr erwünscht, wenn in jeder Stadt der Verein Frauenwohl oder auch der Frauenbildungsverein die Sache in die Hand nehmen würde. Kräfte für diese praktischen Unterrichtsstunden können leicht gewonnen werden. Meiner Ansicht nach genügen zehn Stunden dafür, die man am Mittwoch und

Sonntage, goldig schön,
Roter Wein in vollen Ranken,
Buntes Laub an Waldeshöh'n,
Apfel, die am Zweige schwanken —
Also reich das reife Jahr
Dir die vollen Ernteschalen,
Segensfülle bringt es dar,
Hell umiaumt von Sonnenstrahlen.
Und so tief es flehzig mal
Reichgekrönt zu Dir hernieder.
Sommerlust und Winterqual
Brach' es freulich grüend wieder.
Und in seinem Herbstgewand
Trug es tausendfachen Segen
Dir aus Gottes Vaterhand
Weid und gütig stets entgegen.
Ward auch eitel Freude nicht
Dir zuteil auf Deinen Wegen,
Wich doch seiner Gnade Licht
Nimmer von den rauhesten Stegen.
Heut in Deiner Enkel Schar
Weile Du, von Lieb umgeben,
Dir zum guten neuen Jahr
Dich mit Wünschen fromm umwehen.
Stehst nun, wie Jakob stand,
An der Furt vor Kanans Auen,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Selig, soviel Guld zu schauen.
Ward're weiter unverzagt!
Reich uns Deine treuen Hände!
Gott mit uns! So lei's gewagt,
Bis zur nächsten Jahreswende.

Für die Küche.

Allerlei Tomatenrezepte.

Gefüllte Tomaten. Von den vorsichtig abgewaschenen Tomaten wird die obere Fläche wie ein kleiner Deckel abgeschnitten und das Innere herausgeschnitten, an dessen Stelle man folgende Füllung thut: Gebratene, wieder kalt gewordene Hammelrippchen und das Ausgeschnittene der Tomaten wird, fein gewiegt, und mit nicht zu viel Semmel, Ei, Pfeffer und Salz vermischt. Der kleine Deckel wird wieder auf jede Tomate gesetzt und eine neben die andere vorsichtig gestellt, am besten, wenn der Boden des Topfes ohne Zwischenraum bleibt. Man gießt man Fleischbrühe an und läßt die Tomaten langsam, knapp 2 Stunden, kochen. Saure Sahne an die Sauce zu thun ist nicht durchaus nötig, wohl aber empfehlenswert. Zum Schluß wird die Sauce mit etwas Mehl abgequirlt.

Eine andere Füllung, welche auch sehr wohlschmeckend ist, kann man bereiten, indem man anstatt der Hammelrippchen feingewiegtene Schinken nimmt. **Tomaten-Fleischlöcherchen.** Gebratene wieder kalt gewordene Hammelrippchen, Schinken, abgeschälte Tomaten werden zusammen fein gewiegt, mit Ei, Semmel, Pfeffer und Salz untermischt und wie gewöhnliche Fleischlöcherchen in Butter gebraten. (Zum Geschmack großartig.)

Tomaten-Salat. Die Tomaten werden abgeschält und in Scheiben geschnitten, etwa 3 Stunden mit Salz stehen gelassen und dann mit Öl, Essig und Pfeffer gemengt.

Fragen.

12) Frau A. de Beer-Berna, Sassenstr. 2, Wollse in Holland, bittet um eine Bezugsquelle für ein Zimmerreppchen mit herunterschlagbarem Tritt.

13) Kann eine nicht staatlich geprüfte, privatim, d. h. in einem Pensionat Handarbeitsstunden gebende Lehrerin, welche vom Beginn der betr. Verordnung Marken geklebt hat, mit dem 50. oder 55. Lebensjahre die Zahlung einer Pension von 300 Mk. beantragen, wenn die Beschaffenheit ihrer Augen die Fortsetzung des Unterrichts nicht mehr erlaubt? **S. A.**

14) Kennt jemand die Ludwigsburger Kaffeemaschine oder die Karlsbader Hygiea-Kaffeemaschine? Welche ist empfehlenswerter und woher bezieht man beide? **Junge Hausfrau aus Solstein.**

15) Wer kennt ein gutes Pensionat in der Nähe von Paris, wo junge Mädchen Aufnahme und Ausbildung finden? **A. B.**

16) Kann mir eine der freundlichen Leserinnen ein Gedicht angeben, welches mein 4jähriges Töchterchen zur Hochzeit meines einzigen Bruders vortragen könnte. Oder kennt jemand das Gedicht „Korkäppchen“, welches schließt: „Salz und Brot, macht die Wangen rot, aber Butterbrötchen machen sie doch röter“? Wenn Dant im voraus sagt **Förstersrau vom Lande.**

Auskunft.

Junge Hausfrau aus Solstein. Ein ausgezeichnetes Mittel gegen Katarakste in Tischgugeln ist: Eiweiß und Glycerin gemischt und die Flecken damit ordentlich eingerieben, dann wie gewöhnlich gewaschen. Auch alte Flecke gehen danach aus. Teerflecke entfernt man aus Stoff mit Salmiatgeist oder mit Benzin, Eau de Javelle, Terpentinöl, Salzsäure, Sauerseifen, starkem Spiritus. Nach Gebrauch muß gut nachgespült werden.

Redaktionspost.

C. S. in Guben. Der Bienenkorb befindet sich in Berlin W., Viktoriastr. 75. Das Frauenheim wird demnächst einen Aufruf über dieses genossenschaftliche Verkaufsinstitut bringen.

Frau G. in C. Die Frage ist dieses so oft beantwortet worden.

J. J. D. und V. v. A. Zwei hübsche Weihnachtsaufführungen für Kinder von Gustav Heide befinden sich in Nr. 6 der „Aufführungen“ Heite, Verlag von G. Danner, Mühlhausen in Thüringen. Sie heißen: „Ehre sei Gott in der Höhe“ (3 Personen) und „Der schönste Baum“ (5 Personen).



Lesepult mit farbigem Holzbrand.

Samstag leicht nachmittags einschieben könnte. Und es gibt so viele gebildete, tüchtige, ältere Schwestern, die nicht mehr pflegen können und gern ihre Dienste als Wanderlehrerinnen dieser guten Sache widmen würden.

Natürlich muß der Verein für ein Honorar und Fahrpreismäßigung für sie sorgen. Die jungen Mädchen müßten lernen: 1. Wie ein Krankenbett zu stellen und herzurichten ist; 2. das Aus- und Anziehen der Kranken; 3. wie ein Krankenzimmer beschaffen sein muß; 4. wie man sich im Krankenzimmer benehmen muß; 5. wie man Umschläge macht, wie man Medikamente eingibt, wie man die Temperatur mißt und all die kleinen Handgriffe, die zur Krankenpflege notwendig sind.

Im Jahre 1898 habe ich nach eigener Erfahrung ein Monatsbuch für Krankenpflegerinnen geschrieben, jetzt einen Leitfaden für Krankenpflege im Hause ausgearbeitet. Da ich durch meine Gesundheit gezwungen bin, das Krankenpflegen einstweilen aufzugeben, so würde ich meinen Mitmenschen auf diese Art, als Wanderlehrerin, gern dienen. Der Winter ist eine geeignete Zeit für so ernste Unterrichtsstunden.

B. C., postlagernd Marburg a/Lahn.

Zum Geburtstag eines Großvaters im Herbst.

(Antwort auf Frage 1.)

Klare Sonne, frischer Wind,
Blauer Duft in fernem Weiten,
Also seh ich kühl und lind
Herbstesglanz vorübergleiten.

Dahheim



Besiegter Stein.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

Bei uns vor Ort sieht es leider nicht gut aus, Herr Oberst!" sagte Matthiesen zu seinem Begleiter. "Wir kommen durch die Konglomeratschicht nur ganz mühsam vorwärts, kaum einen Meter am Tage. Über den Aufräumungsarbeiten sind auch achtundvierzig Stunden verloren gegangen, und ich sehe — das ist das schlimmste — den Tag kommen, wo unsere Italiener nicht mehr weiterarbeiten wollen, richtiger nicht können. Sie sollten nur einmal selbst einfahren —"

"Den Geier werd' ich thun! Der selbige Favre hat mich einmal mit in den Gotthard geschleppt. Mein Verblaug vergeß' ich das nicht. An zehn Unternehmungen bin ich seitdem beteiligt gewesen, aber nicht zehn Pferde kriegen mich selbst noch einmal in Cure Löcher 'nein."

Matthiesen mußte doch lächeln. Das war nun auch einer von denen, deren Namen mit der Geschichte der Alpenbahnen eng und für immer verknüpft war, auch ein Genie in seiner Art, aber er wollte die Sache immer nur hübsch von außen ansehen! Nur sich die Behaglichkeit des Lebensgenusses nicht stören lassen! Nur sich keiner Gefahr aussetzen! Da war Antoine Vintal doch ein anderer Mann gewesen —

Sie bogen jetzt in die Landstraße ein, und gerade als sie den kurzen Lawinenschutzbau durchschritten hatten, sahen sie kaum zwanzig Schritt vor sich Madeleine. Sie kam augenscheinlich vom Friedhof und ging nach der Villa zurück. Als sie hinter sich die Schritte der beiden Männer hörte, wandte sie sich um und blieb stehen.

In Matthiesen quoll es heiß empör. Er sah in dem schönen, blassen Antlitz sofort den harten Zug auftauchen und in den dunklen Augen einen kurzen, fast feindseligen Blick. Noch ein paar Schritte that er vorwärts, dann trat er zur Seite und zog den Hut.

Sie schien fein Ausweichen gar nicht zu bemerken. Ja, es war nun, als übersehe sie ihn absichtlich. Sie ging auf Sicher zu und reichte ihm die Hand. "Sie wollen gewiß zu mir, Herr Oberst —" Ihre Stimme klang ganz ruhig; sie sprach wieder französisch.

"Das wollte ich, liebe Madeleine! Ihnen sagen, wie ich betrübt bin . . . und Ihnen das Beileid meiner Frau aussprechen. Kind . . . Sie armes Kind! Solch ein entsef-

liches Unglück . . . mein lieber alter Freund . . ." Er sagte es sehr herzlich und streichelte ihr die Hand. Aber dem vielgewandten Redner verlagte hier seine Kunst. Er konnte sich diesen seltsamen Mädchenaugen gegenüber nicht zurechtfinden. Sie sahen so unsagbar elend drein, und doch war ein fremder Zug in ihnen, der zu der Trauer nicht passen wollte. Noch einmal fing er an: "Arme Madeleine . . . liebes Kind . . . wenn Sie eines Freundes, eines Beraters bedürfen . . . rechnen Sie immer auf mich . . ."

Sie warf ein wenig den Kopf zurück. Dann sagte sie unvermittelt: "Aber wollen Sie nicht die wenigen Schritte mit herauf zu mir kommen, Herr Oberst?" Und plötzlich wandte sie sich an den anderen und setzte in schneidender Schärfe hinzu: "Auch Sie, Herr Matthiesen. Ich hörte, Sie waren schon zwei- oder dreimal so gütig, bei mir vorzusprechen. Nun . . . es ist wohl begreiflich, daß ich Sie nicht empfangen mochte, so lange mein Vater noch . . . im Hause war. Jetzt will ich Sie sprechen. Und es ist mir lieb, daß ich das in Gegenwart des Herrn Oberst kann."

Matthiesen war leichenblaß geworden. Im ersten Augenblick lohnte in ihm helle Empörung empor — nichts als Empörung! Wie durfte, konnte sie es wagen, ihm so zu begegnen?! Verlangte es nicht seine Mannesehre, ihr ohne jedes Wort der Entgegnung den Rücken zu kehren? Oder kurz zu erklären: „und jetzt will ich nicht sprechen!“ Gleich aber kam der Schmerz: „ . . . und wenn sie nun von hier fortgeht und Du kannst ihr nie, nie sagen, wie unrecht sie hat . . .“ und es kam das ruhigere, überlegenere Verständnis des reifen Mannes und ein tiefes, ergreifendes Mitleid mit dem jungen wunden Herzen dort drüben! Sie wußte ja gar nicht, was sie sprach —

Übrigens wartete sie gar keine Antwort ab. Raschen Schrittes ging sie der nahen Villa zu.

Der Oberst war noch eine Minute neben ihr geblieben. Nun verlangsamte er den Schritt, zog fragend die Achseln hoch, machte ein unglückliches Gesicht. "Was haben Sie denn mit einander, mon cher? Hätt' ich das geahnt, den Geier wär' ich in die Kälte hinausgekommen." Und dann: "Wie sehen Sie denn nur aus? Als ob Sie Essig getrunken hätten. Nein, diese Weiber, diese Weiber!"

"Ich kann mir die Antwort ersparen, Herr Oberst —

glaub' ich," gab Matthiesen bitter zurück. „Fräulein Vintal wird wohl aus ihrer Abneigung gegen mich kein Hehl machen.“

„Na — na — na! Nur kalt Blut! Es wird so schlimm nicht werden —“

Sie schritten durch den Vorgarten über die große Diele des Hauses.

Dann — im Arbeitszimmer des Verstorbenen — trat Madeleine an das breite Fenster, vor dem sein Schreibtisch stand, mit Büchern und Schriftstücken bedeckt, als sei Vintal soeben erst aufgestanden.

Es schien fast, als habe sie auf Augenblicke die Anwesenheit der beiden Herren ganz vergessen. Sie forderte nicht auf, Platz zu nehmen; sie sprach überhaupt nicht. Halb abgekehrt lehnte sie am Fensterkreuz und starrte über die Landstraße hinweg zum düsteren Brancahang hinüber — auf den kleinen Friedhof. Auf des Vaters Grab, den winzigen grünen Hügel im glänzenden Schnee.

Im Zimmer lag schon die leichte Dämmerung des Wintermittags. Scharf wie eine Silhouette hob sich die hohe, schlanke Gestalt in dem schwarzen Gewande gegen das lichte Fenster ab. Und darüber das festgeschnittene Profil mit den zusammengepreßten Lippen. Klassisch schön, aber hart — unbittlich hart.

Dem alten Herrn wurde das drückende Schweigen unerträglich. Er sah zu Matthiesen hinüber, der mit über der Brust gekreuzten Armen unbeweglich zwischen Thür und Arbeitstisch stand, blickte auf die Uhr, zog die Achseln hoch und trat endlich zu Madeleine.

„Kind!“ sagte er halbblaut. „Ich versteh' ja wahrhaftig Ihren Schmerz. Aber man muß sich doch auch ein wenig bemühen können. Ich darf das wohl sagen, Madeleine, ich, der ich Ihren lieben Vater ein ganzes Menschenalter lang gekannt habe: dies Hinstarren da, körperlich und seelisch genommen, wäre gar nicht nach seinem Sinne gewesen.“ Er schöpfte Atem und fuhr fort: „Sie müssen mir nicht verargen, Kind, wenn ich Ihnen auch sage: ich hab' nicht viel Zeit. Und ich hab' doch wenigstens eins noch mit Ihnen zu besprechen. Nämlich: meine Frau und ich denken, Sie werden hier nicht bleiben können, so allein! Es wäre Unvernunft. Und da wollt' ich Ihnen, auch eben im Auftrag meiner Frau, sagen, daß unser Haus und unsere Herzen immer für Madeleine Vintal offen sein werden.“

Sie war leicht zusammengezuckt, als er zu sprechen anfing. Dann aber hatte sie ihm zugehört, ohne ihn zu unterbrechen, doch auch ohne ihre Stellung zu verändern.

Nun erst wandte sie sich halb um und sprach hastig, in vibrierendem Ton: „Fort von hier? Ich! Sie meinen es sehr gut, Oberst Sicher. Ich danke Ihnen. Aber hier ist mein Platz. Hier will ich stehen . . . ja . . . und hinstarren, wie Sie es sagen, dort auf sein Grab. Ich hab' ja nichts, nichts anderes mehr auf der Welt als den kleinen Fleck dort. Alles andere ist versunken —“

Sicher schüttelte den Kopf. „Madeleine, Sie dürfen so nicht sprechen. Wir sind doch alle sterbliche Menschen — gellen's? — und an die Überlebenden hat das Leben seine Rechte. Ich weiß ja: Sie sind halt immer solch leidenschaftliches Geschöpf gewesen. Aber Sie müssen Vernunft annehmen, Kind —“

„Vernunft! Vernunft — wo ich jeden Augenblick glaube, der Wahnsinn packt mich!“ Sie schrie es fast. Gleich darauf lachte sie grell auf. Und wie mit einem plötzlichen Entschluß trat sie die paar Schritte zurück bis zum Schreibtisch und drehte an dem elektrischen Schalter. Tageshelle übergroß den Raum.

„Vernunft soll ich annehmen! Wo ich doch nichts vor Augen habe, als Vaters Bild, nichts im Sinn, als die Überzeugung, daß er hätte gerettet werden können, gerettet werden müssen, wenn — wenn man seine Pflicht gethan hätte. Ja, heben Sie nur abneidend die Hand, mein Herr Matthiesen! Dieselbe Hand, die Sie am Donnerstag Abend dort drüben vor dem Stolleneingang mir reichten: Ich werde über

Ihren Vater wachen —!“ Sagten Sie nicht so? War's nicht so? Und vier Stunden darauf brachte man ihn hier ins Haus, zerfchmettert, tot! Und Sie . . . Sie waren an seiner Seite! Ja, Sie haben über ihn gewacht! Sie haben Ihr Wort gehalten! Posaunen Sie's doch nur durch die Welt. Ein Ehrenkreuz an Ihre Brust! Für Treue und Tapferkeit! Vielleicht sendet's Ihnen Ihr ordensreiches Vaterland wirklich noch über die Alpen. Nur zu — nur zu! Aber ich weiß es — ich fühle es —“

In immer gesteigerten Accenten hatte sie gesprochen, über den Schreibtisch gebeugt, mit fliegendem Atem, lodern den Blicken. Vergebens legte Sicher ein paarmal seine Hand auf ihren Arm — sie schüttelte sie ab. In wilder, alles vergebender Leidenschaftlichkeit stieß sie die Worte heraus, jeden Satz scharf betonend, als solle er ein Hammer Schlag sein, als solle er vernichten.

Nun brach sie jäh ab.

Matthiesen war bis unmittelbar an den Schreibtisch herantreten. Er stand ihr gegenüber, Auge in Auge. Nur die Tischplatte trennte sie.

Aus seinem Gesicht war alles Blut gewichen. Aber es war auch hart wie Stein geworden. Und durch seine Stimme klang es, wie nur mühsam niedergezwungener Zorn, als er nun sprach: „Sie haben die Rücksicht verscherzt, Fräulein Vintal, die ich Ihrer Trauer zu zollen gewillt war. Auch die Rücksicht darauf, daß Sie eine Dame sind. Wenn ich nicht sofort gehe und den Staub dieses Hauses von meinen Füßen schüttele, dann geschieht dies nur im Andenken an den Mann, der Ihr Vater war. Wenn ich rede, ist es wahrlich nicht, um mich zu verteidigen. Es erübrigen mir auch nur wenige Worte. Hat Ihnen Signor Rovere gesagt, welche Vorstellungen er und ich Ihrem Vater vor der Katastrophe gemacht haben? Sie schweigen! Hat er Ihnen gesagt, wie ich ihn zurückzuhalten suchte? Hat er Ihnen gesagt, wie ich ihn auf meinen Armen hier rückwärts trug mit Gefahr meines eigenen Lebens?“

Höhnend schrillte als Antwort ihr Lachen durch das Zimmer.

Da war es mit seiner Fassung vorbei. Er griff hart an das Holz des Schreibtisches, daß die Platte erzitterte:

„Lachen Sie nicht, Fräulein Vintal, wo es sich um die Ehre eines Mannes handelt!“ rief er zu ihr hinüber. „Sie zwingen mich, Ihnen zu sagen, wodurch Ihr Herr Vater zu Grunde gegangen ist. Er war seit Monaten ein kranker, nervös überreizter Mann! Und in dieser Überreiztheit beging er eine Unvorsichtigkeit, die in der Geschichte unseres Berufs beispiellos ist. Nur er fiel ihr zum Opfer, Fräulein Vintal! Aber es hätte auch anders kommen können: erfolgte der Einbruch nur fünf Minuten später, dann lagen mit ihm Rovere und ich und zwölf arme Arbeiter unter dem Gestein begraben. Das alles soll bei Gott keine Anklage gegen meinen verehrten Meister sein — wir alle können ja irren, — aber gesagt mußte es werden.“

„Schmähen Sie nur sein Andenken! Sie waren immer sein Widersacher — sein Gegner!“ klang es leidenschaftlich zurück. „Wenn er krank war, ist er's durch Sie, durch Ihren unaufhörlichen Widerspruch geworden! Durch Ihr Besserwissenwollen! O — Sie wissen sich schon Ihren Weg zu bahnen — nach echt teutonischem Ellenbogenrecht — und wenn der Weg auch über Leichen geht! Fluch über Sie —!“

Einen Augenblick stand Matthiesen noch regungslos ihr gegenüber.

Einmal nur hob er in aufwallendem Zorn die geballte Faust, als wolle er sie niederschmettern lassen auf die Tischplatte.

Aber sie sank gleich wieder herab. Er trat zurück, hoch erhobenen Hauptes, verbeugte sich kurz und knapp und verließ das Zimmer.

Draußen auf der Diele hörte er noch das krampfhaft Lachen Madeleines und des Obersten beruhigende, vorwurfsvolle Stimme.

Die Hausthür fiel hinter ihm ins Schloß. Einen Augen-



Durch die Brandung. Nach dem Gemälde von G. de Palézieux.
(Photographie und Verlag von Franz Hanffstaengl in München.)

PALÉZIEUX-

blick lehnte er sich an den Pfosten und schaute mit leeren Augen über das düstre, dämmrige Thal auf die soeben aufflammenden elektrischen Leuchten der Installationsanlagen, hinüber zur großen Bogenlampe ob dem Stolleneingang.

Dann ging er langsam, schweren Fußes durch den Vorgarten auf die Landstraße hinaus. Schon klangen Sickerschritte, hastige Schritte hinter ihm und dessen athmatisches „He — he!“ Am liebsten wäre er davongelaufen. Nur allein sein — allein —

Wieder, wie vor drei Tagen im Stollen, war's ihm, als erdrücke ihn die Enge rings umher. Als würden diese himmelhohen Wände des schmalen Thals über ihm zusammenstürzen, als müßte das graue Gemäuer der alten Trutzburg dort von seiner Felsenklippe herabrollen und ihn begraben, als sinke der bleierne Himmelsstreifen selbst, der sich wie eine Decke von Schneegipfel zu Schneegipfel spannte, tiefer und tiefer.

Plötzlich blieb er stehen und wartete auf den Obersten.

Der kam, prustend und scheltend, heran und wollte gleich beginnen: „Unvernünftiges, überspanntes Weibervolk . . . ärgern Sie sich nicht, mein Bester . . .“ Aber Matthiesen schnitt ihm das Wort ab: „Herr Oberst, verzeihen Sie, wenn ich noch vor Ihrer Abreise, gleich, mit einer Bitte komme. Mit der Bitte nämlich, auf meine weitere Thätigkeit verzichten zu wollen. Möglichst bald möchte ich gehen — jedenfalls sobald Sie einen Ersatz für mich haben.“

Sicher packte ihn am Arm. „Sind Sie ganz des Geiers, Mann!“ rief er erschrocken. „Um einer Weiberlaune willen uns, mir nichts, Dir nichts, den Stuhl vor die Thür setzen! Da soll doch —! Aber es kann ja gar nicht Ihr Ernst sein, lieber Herr!“

„Doch, Herr Oberst. Mir würde hier die rechte Freudigkeit zur Weiterarbeit fehlen.“

„Ah — eh! Unsinn — pardon, Herr Oberingenieur . . . aber ich kann nur wiederholen: solch ein plötzlicher Entschluß ist Unfug. Ich denke auch gar nicht daran, ihn ernst zu nehmen. Im Gegenteil —.“ Der kleine Mann reckte beide Arme gen Himmel. „Ich möchte mich nicht noch mehr ärgern. Ärger ist geradezu Gift für mich. Aber alles, was mit diesem verwünschten Tanole-Tunnel zusammenhängt, ist wirklich wie mit Ärger durchwachsen. Technisch, finanziell, personell . . . eh — ah —“

Er schöpfte tief Atem. Dann sagte er etwas ruhiger: „Nun bringen Sie mich mal zur Posta, lieber Freund, auf dem Wege können wir besprechen, was ich Ihnen sagen muß. Nein . . . diese rabbiate Person, diese Madeleine . . . und die in Öl gebakenen Fische, die da Ihr Sudelmann im Klub hatte, kann ich schon gar nicht vertragen . . . und jetzt kommen Sie mir noch . . .“

„Ja so! Nun hören Sie einmal, Herr Oberingenieur: was ich Ihnen sage, bleibt aber unter uns, denn eigentlich sollten vor diesen Eröffnungen Ihre und Le Sueurs Berichte abgewartet werden. Indessen — wir wissen ja alle, was dieselben enthalten werden, wenigstens im wesentlichen. Also: schon in unserer letzten Sitzung, vor fast vierzehn Tagen, waren wir einig darüber, daß es so nicht weiter gehen könne. Die allergrößte Hochachtung vor meinem verstorbenen Freunde! Aber auch der erfahrenste Meister kann irren — Lintal hatte sich hier verannt. Wir waren also entschlossen, eine Kommission hierher und nach Bahl zu senden, zur nochmaligen Prüfung aller technischen Fragen — nun ja, und um Lintal den Rückzug zu erleichtern. Denn es war schon so gut wie entschieden, daß Sie — Sie, Herr Matthiesen, ihm als gleichberechtigter Leiter zur Seite gestellt werden sollten. Der Tod des armen Antoine hat alle Schwierigkeiten in anderer Weise gelöst. Ganz einfach derart, daß Sie an die Spitze der gesamten Unternehmung — so weit das Technische in Frage kommt — treten werden. So! He — wollen Sie nun auch noch fahnenflüchtig werden, Herr?“

Das Thal schien sich plötzlich vor Matthiesen zu weiten. Als jagten die Dynamos mit einemmal verdoppelte Strom-

mengen durch die Leitungen, so viel heller leuchteten all die Lampen drüben jenseits der Divorca auf —

Er wußte, was diese Aufgabe galt, was es bedeutete, an Antoine Lintals Stelle zu treten! Er fühlte die Kraft in sich, das Können, die stahlharte Energie, die dazu gehörte, und der so oft niedergekämpfte Ehrgeiz, unter den ersten, den allerersten seines Berufes zu stehen, loderte mächtig in ihm auf. Er vergaß nicht auf die Länge eines Atemzuges, was er soeben erlebt und gelitten hatte. Aber es war doch ein großer Rausch in seiner Seele: „Du wirst der Mann sein, der durch jene unüberwindlichen Felsen dort drüben den Weg bahnt von Süd nach Nord! Und wenn man die Namen Louis Favre nennt und Alfred Brandt und Antoine Lintal, dann wird man den Deinen hinzufügen müssen!“

Trotzdem antwortete er nicht sofort. Der erregten Phantastie blieb die niederdeutsche Bedächtigkeit zugesellt.

Erst nach einigen weiteren Schritten fragte er: „Herr Oberst, Sie wissen, daß ich nur zustimmen kann, wenn ich unumschränkte Vollmacht bekomme — Sie müssen wissen, daß ich die Vollendung des Unternehmens nur für durchführbar halte, wenn mir der Parallelstollen bewilligt wird?“

„Ich weiß es! Aber darüber kann ich heut nicht entscheiden. Es wird ja auch noch mancherlei anderes zu erledigen sein. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen: bringen Sie uns Ihre Denkschrift selbst nach Zürich — heut über acht Tage. Ich werde dann eine Sitzung anberaumen — bei Baur au lac — und wir werden schon einig werden. Geben Sie mir Ihre Hand . . . nicht wahr . . . Sie werden nicht fahnenflüchtig?“

Langsam legte Matthiesen seine Rechte in die des Obersten.

Der lachte schon wieder: „Und wegen des anderen — Sie wissen schon — lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen, lieber Freund. Ich kann Sie, auch aus eigener Erfahrung, versichern: alle Frauen sind unlogisch! Die klügsten wie die dümmsten! Da gibt es wohl wirklich keine Ausnahme. Und wetterwendisch! Man darf sie nicht ernst nehmen. Nun gar solch armes, in der innersten Seele aufgewühltes Geschöpfchen wie die Madeleine. Da kommt es und geht es, wie Sonne und Regen im Herbst an unseren Seen. Ich kenn' das doch.“

Der Oberst war, während er sprach, in den bereitstehenden Wagen gestiegen. Er wickelte sich tief in seine Decken und Pelze ein, bis nur noch das frische, rote Gesicht und ein Stück grauen Bartes von ihm sichtbar waren. Dann reichte er Matthiesen noch einmal die Hand zum Schläge hinaus: „Auf Wiedersehen in acht Tagen! Und Kopf hoch, verehrter Freund! Nur Mut! Noch ist nichts verloren. Sie werden die Sache schon in Ordnung bringen!“ Er dachte augenscheinlich bereits wieder nur an das Unternehmen. „Auf Wiedersehen, Matthiesen! Avanti, postiglione!“

Der Wagen rollte schnell thalabwärts — auf Locarno zu. Matthiesen war zurückgetreten.

Er atmete schwer. Es zuckte in seinem Gesicht. In ihm klangen die letzten Worte des alten Herrn nach: „Noch ist nichts verloren . . .“

Aber er setzte schmerzlich hinzu: . . . nur ein Menschen-
glück . . .“

4. Kapitel.

„. . . Du sollst Deinen heimatischen Weihnachtsbaum haben — und mich dazu! So egoistisch bin ich denn doch nicht, mich hier auf dem Dom zu amüsieren, wenn Du wirklich so heiß nach mir begehrt. Etwas unbegreiflich ist mir Deine plötzliche Riesensehnsucht freilich, aber ich werde ja mit meinen berühmten guten Augen bald selbst sehen, woraus dies edle brüderliche Sehnsuchtsröslein, das selbst die teuersten Telegrammdornen nicht scheut, entsprungen ist. Also: am Donnerstag spediert Tante Mine das Paket Trude nebst Kisten und Koffern (na, die Überfracht!) von hier ab, am Freitag fünf Uhr kannst Du's zollfrei in Zürich auf dem Hauptbahnhof in Empfang nehmen. Auch eine Marzipantorte ist dabei, damit Du doch etwas Süßes bekommst. Ich

freue mich übrigens riesig auf unser verwünschtes Schloß, das heißt manchmal graule ich mich auch davor, wenn ich an Mäuse, rauchende Öfen, Gespenster und Signorina Giovanella Calista denke — so heißt unser zukünftiger dienstbarer Geist ja wohl? Und nun Gott befohlen, alter Brunobrunder, und auf frohes Wiedersehen!“

Das Herz war ihm leichter geworden, als er der Schwester Zeilen in Händen hatte, und ein Frohgefühl, wie er es seit langem nicht empfunden, erfüllte Matthiesen, als er den blonden, frischen Kopf am halbzugefrorenen Wagenfenster endlich entdeckt hatte, als er die schlanke Gestalt endlich in seine Arme nehmen konnte. Und wie sie ihn aus den feuchten, blauen Augen heraus zärtlich, liebevoll anlachte und gleich mit ihm wegen des Handgepäcks ein wenig zu zanken anfing und ihn dann abküßte, mitten unter all den wildfremden Menschen, als ständen sie daheim auf dem Dammtorbahnhof, — ein liebes, liebes Stück Heimat, ein Stück Elternhaus, etwas wie Nordseeduft war's und doch noch unendlich viel Besseres: sein Schwesterchen eben. Der Spätling, das Nesthäkchen der verstorbenen Eltern, fünfzehn Jahre jünger als er. Immer hatte er fast väterliche Empfindungen für sie gehegt — nun sah er mit freudigem Staunen, wie groß und stattlich das ‚Kind‘ in den letzten beiden Jahren geworden war, aufgeschossen wie eine Nordlandstanne.

Er war in so froh erregter Stimmung, daß es ihn selbst überraschte. Am Vormittag hatte er mit dem Aufsichtsrat endgültig und in durchaus zufriedenstellender Weise abgeschlossen; nun die Schwester wie ein Weihnachtsgeschenk! Er faßte wieder Vertrauen auf die Zukunft, er konnte lachen, als sie ihn im Hotelzimmer umfaßte und durchaus probieren wollte, ob er noch einen richtigen Hamburger Walzer verstünde. Er konnte stundenlang neben ihr sitzen und sich erzählen lassen von Ahlenhorst bis Ottsen, von Eppendorf bis Billwärder, von den Braunefuchen, die Tante Mine gebären, und von dem Abschiedsfrühstück, zu dem Onkel Eduard sie zu Pforte eingeladen hatte. Von der alten Alwine, die immer noch an der Fäulewut leide und das ganze Haus wöchentlich unter Wasser setze, von der neuen elektrischen Bahnlinie und daß Paulus & Co. an der Kaffeebörse ein Vermögen gewonnen hätten und Elli Paulus wahrscheinlich den Leutnant Greven heiraten würde, und daß Gustav Brenshagen wieder ‚mal übersee sei . . .

Die gute, erleichterte Stimmung hielt an während der ganzen Fahrt. Das Wetter war schön, die Aussicht nebelfrei, die Wunderwelt des Gotthard zeigte sich, schneebedeckt, in herrlichster Beleuchtung. Es freute ihn, mit welch klaren, verständnisvollen Augen die Schwester die Riesenwerke der Technik und die so viel gewaltigeren der Natur betrachtete, hier in Ehrfurcht verstummend, dort wieder hell aufjubelnd. Es mahnte ihn daran, wie er einst selbst zum erstenmal über die Alpen nach Italien, in das gelobte Land hinabgestiegen war, als sie angeichts des weiten blauen sonnenbestrahlten Spiegels des Lago maggiore die Hände zusammenschlug, als sie die ersten Cypressen am Ufer sah und die ersten Palmen im Freien begrüßte. Das Kind . . . das liebe Kind, das sie geblieben war trotz ihrer zwanzig Jahre . . .

Dann aber, als sie im offenen Wagen durch das Divorcathal fuhren, schon nahe Ujella, als die eisgekrönten, scharfen Hörner des Algißch bereits herüberleuchteten, legte es sich wieder wie Meltau auf seine Seele. Er fühlte, überwinden konnte er wohl durch hartes Schaffen — und die Schwester mochte ihm das Überwinden erleichtern — verschmerzen konnte er nie! Nie!

Auch Gertrud war verstummt.

Der Föhn hatte in den letzten Tagen von Süden her geweht. So war es selbst im Schatten der Felswände warm. Als Matthiesen sich verstohlen nach der Schwester umschaute, sah er, daß sie das verhüllende Kopftuch hatte heruntergleiten lassen, sah, daß ihr Gesicht einen ganz veränderten ernststen Ausdruck trug. Der zierliche Kopf war hoch aufgerichtet, die

feinen rosigen Nasenflügel bebten leise, um die Lippen lag ein fast herber Zug, und die Augen blickten erwartungsvoll, ernst gradaus — gradaus — auf Ujella zu —

Es schoß ihm plötzlich durch den Sinn, daß Gertrud nie nach Ujella gefragt hatte. Nicht nach seinem Beruf, nicht nach ihrer zukünftigen Wohnung, nicht nach den Kollegen und deren Frauen. Gestern abend, als sie in Locarno im behaglichen Lesezimmer am Kamin saßen, wollte er allerlei erzählen; aber sogar da sagte sie: „Daß nur . . . ich möchte selbst sehen!“ und war sprunghaft schnell auf irgend einen Reiseeindruck zurückgekommen. Gestern war es ihm nicht aufgefallen — jetzt, als er in ihr ernstes Gesicht sah, fragte er sich ganz erstaunt: „Hast Du am Ende bisher nur eine Trube kennen gelernt? Gibt's noch eine andere?“ Unwillkürlich dachte er zurück an Vater und Mutter, die ernste, schwer veranlagte, pflichttreue Frau, den lebenswüdrigen, leichtlebigen, immer lebensfrohen Mann. ‚Muttersohn‘ hatte man ihn früher immer genannt, und die Schwester später ‚Vaterskind‘. Gestern hätte er noch geschworen, ja, sie sei ganz Vaters Kind — heute wurde er irre . . .

Dicht hinter Bagnaja überholte der Wagen einen Wandersmann, der fröhlich grüßend den Hut schwang.

Matthiesen rief dem Kutscher sofort zu: „Cocchiere, fermate!“ und gab Gertrud eine kurze Erklärung: „Hier an einem Kollegen vorüberzufahren, ohne ihn mitzunehmen, sei schlechte Kameradschaft. Übrigens sei Arnold ein Landsmann, ein engerer sogar — von der Waterkant — aus Rostock —! In Wahrheit trat in ihm für den ersten Augenblick jeder andere Gedanke vor dem einen zurück: ‚Arnold kann Dir sagen, wie es vor Ort steht?‘

Das war denn auch die erste Frage nach der kurzen Vorstellung und nachdem der Bauführer sich auf dem engen Rücksitz zurechtgezwingt hatte.

„Fein mittel, Herr Matthiesen! Vorgestern anderthalb Meter, gestern knapp achtzig Centimeter. Wenn's so weitergeht, werden wir in zehn Jahren den Durchschlag feiern können —“

„Es wird schon besser werden!“

„Gott geb's.“ Dann streckte er Matthiesen die Hand hin. „Übrigens — ich gratuliere . . . Ihnen und uns! Gestern lief das offizielle Schreiben aus Zürich ein vom hohen Verwaltungsrat. Ein paar erstaunte Gesichter gab's schon, aber dann doch nur frohe. Drüben in Bahl mag's anders gewirkt haben. Ich freue mich herzlich, als erster meinen Glückwunsch aussprechen zu können.“

Matthiesen dankte. Er wollte möglichst schnell über diesen Punkt hinweg. So fragte er, was denn Arnold heute nach Bagnaja geführt habe?

Das fröhliche Gesicht des jungen Kollegen wurde ernst.

„Wir haben ein paar Typhusfälle, Herr Matthiesen. Und da unser medico bei Tisch klagte, daß sein Doktorfaßten nicht hinreichend gerüstet sei und ich mir so wie so die Beine ein bißel vertreten wollte, erbot ich mich, nach Bagnaja zur Farmacia zu pilgern. Es hat übrigens hoffentlich nichts auf sich, gnädiges Fräulein brauchen sich nicht zu sorgen: an das alte Ritterschloß traut sich der Typhus nicht heran. Jetzt muß übrigens gleich der Turm auftauchen. Der Marchese hat sicher geflaggt —“

Gertrud späht nach vorn. Richtig, da kroch ein braunes, hohes Gemäuer über dem Berghang empor, und ein hellerer Punkt war darüber — es konnte wohl eine Flagge sein.

Aber ihr Interesse wurde gleich abgelenkt durch die Holzhäuschen, die jetzt rechts und links des Weges sich aneinanderzureihen begannen, einstäbig, in grellen Farben bemalt, mit bunten Vorhängen vor Fenstern und Türen. An jedem dritten, vierten Hause mächtige Inschriften, die hier den besten Wein, dort die billigsten Kolonialwaren, die süßesten Ricottes, die schönsten Caldarofste, die herrlichsten Trombinis und Maritzozzis anpriesen. Ordentlich lustig sah es aus!

„Unser Boulevard des Italiens!“ sagte lächelnd Arnold. „Unsere Arbeiterkolonie,“ erklärte Matthiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Ostmark.

Zeitgeschichtliche Skizzen von Prof. Dr. Ed. Heyck.

I. Die Polen.

Die Menschheit kann nur ihre kleineren Konflikte durch das eiserne Würfelspiel der Schlachten erledigen. Ihre größten Kriege sind die der Nationalitäten, zumal wenn sie durch den Hinzutritt wirtschaftlicher Lebensfragen und konfessioneller Gegensätze bis auf den letzten Grund vertieft werden und eine Schärfe annehmen, die keine Waffenstillstände, keine Kompromisse mehr übrig läßt. Man würde die Polen herabsetzen, wollte man in ihnen nur die Widerspenstigen und Sonderwilligen zweier preußischer Provinzen erblicken. Hier steht ein achtbarer, entschlossener Kriegsfeind im Felde, als Nation gegen Nation. Nur daß man niemals schießen und kanonieren wird; der Gegner, der durch blutige Aufstände seine Erfahrungen nach der russischen Seite hin bis zur Mutlosigkeit gemacht hat, wird alles eher thun, als auch nach seiner hoffnungsvolleren Seite hin die Abwehr herausfordern, welche einzig ihm leicht überlegen ist: das preußische Heer und die von keinen Prinzipien oder Rücksichten angefränkelte Klarheit des Kampfes mit der scharfen Waffe. Seine Stärke liegt eben da, wo die Schwäche der Deutschen liegt: im nationalen Zielbewußtsein, in der ungesplitterten Solidarität seines Volkstums, in der unerjöpften Fülle seiner billigen, genügsamen Arbeiterscharen. Diese Kräfte greifen über das respektable bißchen Posen und Westpreußen längst hinweg, und ebenso verstärken sie sich von jenseits der russisch-galizisch-deutschen Grenzbarrieren. Schon stehen die Kompanien des Polentums in den Fabrikstädten Sachsens, ein ganzes geschlossenes Armeekorps im westfälischen Kohlen- und Industriebezirk, Vorposten durch ganz Norddeutschland verstreut. Und Jahr für Jahr flutet von Osten heran und herein die nach vielen Tausenden zählende Invasion der Landarbeiter mit Sense und Hacke, welche bis über die Elbe hinaus im wörtlichsten Sinne das Feld, die Acker behauptet und dadurch so unheimlich ist, daß sie längst kaum entbehrt werden kann, für unsere Landwirtschaft, wenn nicht besonderes geschieht, nahezu notwendig ist. Es ist doch nur ein Nothbehelf, eine Selbsttäuschung, wenn man diese polnischen und russisch-polnischen Zuwanderer zwingt, jedes Jahr noch wieder für ein paar Winterwochen zurückzugehen, mit dem ansehnlichen Gewinn der deutschen Arbeitslöhne im Ledergurt, der ihre Existenz in der Heimat kräftigt und hebt.

Die Weltgeschichte hat, wenn auch nicht das ganz Gleiche, so doch Ähnliches und Analoges mehr denn einmal erlebt. Denn die Wiederkehr derselben Vorbedingungen liegt in allgemeinen Entwicklungsgesetzen begründet. Unter anderen Staaten ist Westrom vernichtet worden dadurch, daß es sich wirtschaftlich entnationalisierte und für den unteren Dienst seiner Existenz keine eigenen Leute mehr aufbrachte. Das antike Römertum war schon verloren, während ein römisches Rednerlein noch prahlte: „Schmutzig von der Arbeit, frondet uns der Germane!“ Daß Rom nicht an einem Tage zu Grunde gegangen, daß die Germanen es von innen her aufgelöst haben, und daß Ddowakar kein Eroberer war, der von außen kam, wird ja neuerdings auch in den Schulbüchern richtig gelehrt. Das Ereignis von 476 besteht darin, daß die bescheidenen Germanen endlich begriffen, wie sie längst die Herren geworden seien.

Alle Vergleiche hinken. Die Germanen romanisierten sich wieder, obwohl sie Herren des europäischen Südens und Westens geworden waren. Alle Germanen meinen nun einmal, nicht nur die Sprache ihrer Gebieter sprechen zu müssen, sondern auch die Sprache derer, denen sie ihrerseits zu gebieten haben. Sie gehorchen und sie befehlen in der Sprache des Anderen, teils aus überzarter Rücksicht, teils aus der Genugthuung des Bildungsbeifigen über die erweiterte Sprachkenntnis. Bildung wird nirgends so leicht, außer in Deutschland und Skandinavien, schlechtthin mit Sprachkenntnissen verwechselt. Erhalten und ausgebreitet hat sich das Germanen-

tum nur da, wo es weder fremde Herren über sich hatte, noch fremder Knechte bedurfte. Also wo der kleinere freie Landmann saß und wohin er in geschlossenen Massen vordrang. Nicht mit Gutsbesitzern und Fabrikanten, die der Nation anderweitig nützlich sind, sondern mit Bauern und Handwerkern germanisiert man. Dagegen vermögen andere Nationen durch alle ihre Zugehörigen sich auszubreiten.

Zum Glück ist der Vergleich mit dem kaiserlichen Rom noch in anderer Richtung unmaßgeblich. An dem damaligen Römertum gemessen, selbst wenn man es nicht allein nach dem sich vordrängenden Bilde der großen Städte beurteilt, ist unser heutiges Volkstum das immer noch weit gesündere, einfachere, zu Entschluß und That fähigere geblieben. Vor allen Dingen hat es die herrliche Schule für Zucht und Energie nicht eingebüßt, welche in der allgemeinen Wehrpflicht gegeben ist. Wir sind von einer „Lösung“ der polnischen Frage und von ganz durchgreifenden Mitteln hierzu heute so weit entfernt, wie je. Aber die Führer der Nation verschließen sich dem Vorhandensein der Frage und ihrer unerbittlichen Dringlichkeit nicht länger. Der Kaiser, als er in Thorn war, der Reichskanzler, der unvergeßliche Minister Boffe, sein Nachfolger Dr. Studt und andere Berufene haben Worte der klarsten Erkenntnis und Entschiedenheit gesprochen, die Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 31. März 1901 hat „ein möglichst einheitliches Vorgehen aller beteiligten Dienststellen“ (das freilich nur zu sehr fehlte!) „zur Abwehr der Gefahr einer fortschreitenden Polonisierung deutscher Stadt- und Landgebiete“ angekündigt, Graf Bülow hat dem Deutschen Tage zu Graudenz noch kürzlich (am 7. September) „das Gelöbniß treuen Mitstreitens für deutsche Art und Sitte“ zugesichert.

Dies alles ist zum Teil auch das Verdienst der Polen, die ihre Ziele und Hoffnungen neuerdings immer fecker und zuverlässlicher enthüllt haben. „Wir müssen,“ sagte, weit objektiver und klarer als viele wohlmeinende Deutsche, im Januar 1899 der ‚Przegłond Wzeczpolski‘, „nicht nur mit Preußen, sondern auch mit ganz Deutschland, nicht mit einzelnen Parteien, sondern mit der ganzen deutschen Gesellschaft einen Kampf führen, einen Kampf auf Tod und Leben. Das Lebensinteresse beider Nationen kommt hier in Betracht, der Kampf wird um unsere nationale Zukunft und um diejenige der deutschen Macht geführt. . . . Den defensiven Charakter der deutschen Politik stellen wir um so lieber fest, als sowohl in der Politik, wie im Kampfe mit bewaffneter Hand, gewöhnlich derjenige verliert, welcher sich verteidigt. . . . Armselig würde das künftige Polen nicht nur ohne Posen, sondern auch ohne Schlesien, ohne Zutritt zum Meere, also ohne Danzig und Königsberg sein.“ Der Zusatz vom künftigen Polen, mit oder ohne Zutritt zum Welthandel und zum Meere, braucht uns die geringste Sorge zu machen. Die Entscheidung liegt gar nicht auf dem Gebiet der polnischen Wiederherstellungssträume und eines unabhängigen Polenstaates, — das ist vorläufige Agitationsware, die allerdings aus ehrlicher Begeisterung entnommen wird. Viel richtiger betont das Blatt den Entscheidungskampf um die beiderseitige Existenz, um das Überdauern des einen Teils. Die reale und größere Gefahr liegt eigentlich außerhalb konkreter polnischer Absichten, liegt in der wirtschaftlichen Unterbietung des Deutschtums durch die Arbeit und Lebensführung des unteren Polentums, liegt darin, daß wir durch Welthandel und Weltpolitik künftig vielleicht zum großen Macht- und Plutokratenvolk werden können, aber gleichzeitig den Boden nicht genügend festhalten, auf dem unsere Füße stehen und in den die Wurzeln unserer Kraft gesenkt sind, mit anderen Worten, daß wir beginnen, als Allweltsvolk uns von unten her allmählich enteignen und entnationalisieren zu lassen. Im allgemeinen empfängt man, wie gesagt, den Eindruck, daß das Polentum sich dieser

seiner für uns gefährlichsten Waffen und Aussichten nicht einmal eigentlich bewußt ist. Das Sichwiegen in Träumen des Stolzes ist nun einmal ein Erbstück aus der Zeit einer souveränen, ebenso tapferen wie konfuse Aristokratie. Dieser Adel aber, sein Waffenglanz, seine Leichterzigkeit, seine Phantasien sind verschollen, in sich zu Grunde gegangen; dasjenige Polentum, das übrig geblieben, das seitdem durch königlich preußische Erziehung und deutsches Muster erst zu Tage und zu Existenzrecht gekommen ist, ist für uns weit gefährlicher, aber heute auch noch kein lediglich realpolitisches. Es legt noch keinen erheblichen Wert auf jene Ministerarbeit in unserem Körper, gegen die wir relativ am meisten in der Abwehr gebunden sind, es hat die historischen Utopien und Reminiscenzen noch nicht überwunden und veranschlagt seine Stärke und seine Hoffnungen vorläufig nach diesen. Aber das hindert nicht, daß ihm die Erfolge seines Aufschwungs und seiner wirtschaftlichen Unentbehrlichkeit für Deutschland

ob es den Herren Preußen, Moskowitern, Oesterreichern gefällt oder nicht. Die Polen glauben an die politische Auferstehung des polnischen Volkes. Glaube an ein freies und unabhängiges Polenreich ist der Leitstern, der die Polen von der Wiege auf begleitet. Der Glaube an ein freies, unabhängiges Polenreich bildet den einzigen Gedanken eines jeden Polen. Wozu sollte man lügen? Die polnische Frage muß immer klar und deutlich gestellt werden, denn durch eine Politik der Falschheit wird das Volk nur demoralisiert und irreführt. Und ähnlich zahlreiche andere Preßstimmen. Wir verdenken ihnen das gar nicht, weil wir bewußte Nationalität als die höchste Tugend im Völkerleben betrachten, aber wir wissen als Deutsche endgültig, woran wir sind. Und neben solchen Prosaagitationen halten die Freiheitslyrik, die sich z. B. im Gnesener ‚Lech‘ oder in der ‚Gazeta‘ von Graudenz niederschlägt:

„Einst, o einst wird dieses unser Land
Von sich werfen seiner Knechtschaft hartes Joch . . .“



Spielkameraden. Nach dem Gemälde von H. Sperling.

in den Schoß fallen, und hebt nicht auf, daß es uns den Krieg um seine alten östlichen Nationalträume ehrlich an- gesagt hat. Der in der deutschen Reichshauptstadt erscheinende ‚Dziennik Berlinski‘ hat oft erklärt, daß die polnische Hoff- nung nicht verloren sei, daß es überhaupt niemals einen ge- schichtlichen Augenblick des Selbstverzichts, ein „Finis Poloniae“ gegeben habe und daß die Preußen unmöglich je die Mei- nung hätten hegen dürfen, daß die Polen Preußen werden. Die im Verlage der genannten Berliner Zeitung erschienene Flug- schrift: „Eine Nation, ein Gedanke!“ (1901) führt u. a. aus: „Die Gesetze und Anordnungen der Behörden be- folgen die Polen nur deshalb, weil sie sie befolgen müssen. Alle Landsleute aus der Gegend der Warthe, der Weichsel, der Memel und des Bug sind von der allpolnischen Idee durchdrungen. Sie sind zwar durch Grenzpfähle von ein- ander getrennt, aber für den polnischen Gedanken und das polnische Herz gibt es keinerlei Grenzen. Die Polen halten ihre eigenen Ideale und ihre eigenen Ziele fest, die zu er- reichen sie unermüdet bestrebt sind, ohne Rücksicht darauf,

und nicht zuletzt die in den polnischen Buchhandlungen aus- gebotenen Stapel von Ansichtskarten mit den Kämpfen und den polnischen Aufstandsuniformen von 1831, wenn es auch ganz so böse nicht gemeint sein wird, bei der Jugend und den kleinen Leuten die geeignete Stimmung wach. Zu spä- teren Darlegungen werden wir weiter auszuführen haben, wie jeder Hebel und jede Aussicht für eine Politik des Aus- gleichs und der Versöhnung heute leider geschwunden oder bloß Trugbild sind, und uns nichts mehr davon entbindet, die bittere Wahrheit endlich ganz zu erkennen. Vorher möchten wir den Versuch machen, die Rechtslage durch eine geschicht- liche Übersicht zu beleuchten, was keineswegs überflüssig ist.

Eine Kette von besonderen Umständen hat herbeigeführt, daß die kleine Völkerschaft der lechischen Polen an der Warthe und Weichsel es in der Geschichte zu mehr gebracht hat, als Heveller, Circipaner, Daleminzier und sonstige westslawische Verwandte, und daß sie zu einer selbständigen Nation, vor- übergehend sogar zu einer Großmacht gediehen sind. Offenbar birgt sich schon in den verhüllten Anfängen der Polengeschichte

eine lokale Erobererthat, sowie die vollstliche Angliederung der nächstverwandten Nachbarn. Ganz wie die Germanen schieben die Polen die eigenen Völkerschaftsgegnossen streng von den Unterworfenen und Knechten, mochten diese ihnen noch so verwandt sein. Nur die Gesamtheit der sippenmäßig organischen freien Polen bildete die Schlachta, die Geschlechter; denn Szlachta ist nichts anderes als eine Wortentlehnung aus dem Germanischen, welchem das Slawische überhaupt zahlreiche Verfassungs- und Kulturbegriffe verdankt, aus alt-hochdeutschem *slahtha*, *Ge-schlecht*. Die von den ersten Sachsenherrschern begründete deutsche Oberherrschaft erwarb sich um die Polen, wie ähnlich noch um die Tschechen in Böhmen, das Verdienst, ihnen eine feste, geordnete Einherrschaft zu gewährleisten, indem sie den Amts- und Lehncharakter eines polnischen „Herzogtums“ aufrecht erhielt, während die polabischen und sorbischen Slawen dem Wust ihrer dynastischen Verwandtenmorde und Bürgerkriege überlassen blieben. Die polnischen Pfaffenherzöge zur sächsischen Kaiserzeit waren kluge und thatkräftige Volksführer, welche auch den Wert von Kirche und Mission für die Festigung und Ausbreitung ihrer Autorität vollaus zu schätzen und auszunutzen wußten. Dem kühnen Boleslaw zu liebe hat Kaiser Otto III., der Begünstiger aller nichtdeutschen Nationen, auf dem Hügel zu Gnesen das polnische Nationalerzbistum gestiftet, welches heute in Posen weiter besteht, und ihm die Bistümer im Umkreise untergeordnet. Und damit hat der Enkel das Werk vernichtet, welches Otto der Große durch die Begründung des nach Osten gerichteten deutschen Grenzerzbistums Magdeburg zukunftsreich begonnen hatte. Denn im Mittelalter, ehe ihr die Schule mit gleichem Werte zur Seite treten kann, ist allein die Kirche das große und wirksame Instrument zur Erhaltung oder zur raschen Umformung der Nationalitäten. Durch die Stiftung von Gnesen waren Magdeburgs und seiner zugeordneten Bistümer germanisatorische Erfolge auf die sorbisch-polabische Zone zwischen Elbe, Saale und Oder beschränkt, darüber hinaus die Polen vom deutschen Episkopat unabhängig gemacht, von den Deutschen ein- für allemal prinzipiell geschieden. Zu Gnesen residierten fortan verbündet die Träger der prädestinierten politischen Vormacht und der nationalen Kirche der römisch-katholischen Slawen. Das völlige Erlöschen der deutschen Lehns Herrlichkeit über Polen war nur eine Frage der Zeit geworden und trat endgültig mit dem Niedergang der Staufer ein.

Man kann die führende polnische Dynastie, die seit 1320 den früher nur episodisch angesprochenen Königstitel annahm, nur rühmen, wie sie bis zum XVI. Jahrhundert hin verstanden hat, die Unbändigkeit ihrer Schlachtigen auf auswärtige Eroberungen abzulenken und Polen zu einem völkerbeherrschenden Großreiche des Ostens zu machen, welches, ausgedehnter als das heutige Deutsche Reich, vom Baltischen bis nahe ans Schwarze Meer und vom Zusammenfluß der Nege und Warte bis an die Donau reichte. Ebenso aber verdient die Gesamtheit der Schlachta die höchste Anerkennung, weil sie, der alte Kern der wirklichen Polenvölkerschaft, mit stolzer Konsequenz die polnische Nationalität gegenüber den Massen der Hinzueroberten und gegenüber der numerisch gleichfalls überlegenen Einwanderung von Deutschen im Westen des Königsreiches aufrecht erhalten, sich selber aber eben hierdurch zum bevorrechteten Herren- und Adelsstande gemacht hat.

Die Schlachta hat die polnische Nationalität geschaffen und durch Polonisierung fremden Blutes gewaltig gemehrt. Aber nachmals hat sie den polnischen Staat zerrüttet und wieder zerstört. Privilegiert als der politisch allein maßgebliche Stand, verlegte sie den Schwerpunkt des Staates in die Adelsversammlungen, entzog dem Königtum den Boden unter den Füßen und setzte, indem seit 1572 die Könige erbrechtlos von Fall zu Fall gewählt wurden, an die Stelle der Monarchie die faktische Adelsrepublik. War schon durch eine solche jeglichen inneren und auswärtigen Ränken

die Thür geöffnet, so diente hierzu vollends das 1652 durchgesetzte liberum veto, nach welchem jeder einzelne der Schlachtigen die Beschlüsse der Reichsversammlung aufheben konnte; seitdem sind von 55 Reichstagen nur 7 zum ordnungsmäßigen Abschied gelangt! Polen wurde das sprichwörtliche Reich einer grenzenlosen Konfusion und Interessenwirtschaft, zugleich aber auch das gelobte Land des Jesuitismus. Drei Viertel des Adels, fünf Sechstel der Gesamtbewohner hatten sich im XVI. Jahrhundert der Reformation angeschlossen, ehe die Gesellschaft Jesu ins Land kam und an die mit allen Mitteln zielbewußt betriebene Aufgabe ging, von Spanien und von Polen her das vom Evangelium ergriffene Europa in die Mitte zu nehmen. Systematischer und klüger als je der tapfere und leichttherzige polnische Adel gewesen war, gewann diesen die römische Kirche durch unermüdliche Konvertierungsarbeit zurück, unterwarf oder entvölkerte die von Deutschen bewohnten Städte und machte das Land zur östlichen Hochburg eines reaktionären und fanatischen Katholizismus. Aber indem somit alle Kräfte auf ein einseitiges Prinzip gerichtet und verbraucht wurden, kamen ganz ebenso, wie gegen Spanien die Niederlande und England, auch hier die protestantischen Nachbarn siegreich empor: Schweden und Kurbrandenburg. Auch im Inneren rächte sich die andauernde jesuitische Methodik und Erziehung durch gänzliche Demoralisation und politische Auflösung. Schon seit dem XVII. Jahrhundert glaubten die benachbarten Mächte nur noch durch die gewaltsame Operation einer Zerstückelung den fortwährend aus Polen aufgährenden Beunruhigungen ein Ziel setzen zu können, eine Reihe von Teilungsprojekten erschien auf dem Plan. Unterdessen stieg die moskowitzische Macht mit Peter dem Großen glänzend empor und enthüllte ihr Ziel, das ganze Polen in den weiten russischen Staatskörper aufzunehmen. Zur Zeit Friedrichs des Großen besetzten die Truppen Rußlands das Land völlig wie das eigene, und in Warschau, der neueren Polenhauptstadt, gebot der russische Gesandte. Eine Verwirklichung von Katharinas II. Plänen hätte die amtliche Vorrückung der bedrohlichen russischen Macht bis nahe an die Oder, also zwischen die Herzlande der preußischen Monarchie, sowie den unvermeidlichen späteren Verlust des russisch umschlossenen Ostpreußen bedeutet. Unter diesen Umständen war es ein erlösender Erfolg Friedrichs II., daß Rußland sich 1772 zum Prinzip der Teilung mit Preußen und Österreich verstand. Die weiteren Teilungen von 1793 und 1796 waren nur unter analogen Umständen wiederholte Fortsetzungen. Preußen erhielt 1772 die westpreußische Landbrücke nach Ostpreußen hinüber, 1793 Danzig, Thorn und Posen, 1796 weite Gebiete bis Warschau und Bialystock. Was es nach den napoleonischen Umgestaltungen im Wiener Kongreß 1815 behielt, war das militärisch und staatlich schlechthin unentbehrliche: Westpreußen und Posen, also die buchtförmige territoriale Verbindung der preußischen Ostprovinzen, welche den russischen Keil immer noch weit genug in die preußische Monarchie vortrieb. Eine Verkleinerung der preußischen Beute, die zu beurteilen ist einerseits nach dem erst mit dem XIX. Jahrhundert aufgetretenen, zur Zeit der Teilungen noch unbeachteten Nationalitätsprinzip, andererseits nach dem, wie es damals schien, für alle Dauer freundschaftlich gewandelten Verhältnis zu Rußland. Auf alle Fälle ist der Wiederverlust der Erwerbungen von 1796 heute als wohlthätiger Aderlaß zu betrachten und nur zu verhüten, daß wir nicht auf dem Wege der Herüberwanderung doch wieder übermäßig viel von den dortigen Polenmassen in den preußischen Staatskörper aufnehmen müssen. Was aber in den polnischen Teilungen unterging, war nur die Schlachtigenwillfür über ein absichtlich in Rückständigkeit gehaltenes Volk. Seitdem begann die Erziehungsthätigkeit Preußens an dem gesamten Polenvolke, die das unterbrochene Werk der im Mittelalter begonnenen deutschen Arbeit und Einwanderung in Polen wieder aufgenommen hat und in diesem Zusammenhang im nächsten Aufsatz betrachtet werden soll.



Pati Dyrk, Selbstporträt.

(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Doranah i. G., Paris und New York.)



In den Schluchten und Schnellen des Yangtsekiang.

Von Dr. Georg Wegener. Mit sieben Abbildungen.

Der Anblick der grenzenlosen Ebenen Centralchinas, durch die der Yangtsekiang mit breitem, wechselndem, vielfach versandtem Bett hindurchzieht, ermüdet allmählich das Auge

regelmäßigen Dampfschiffverkehrs von Tschang nach Tschungking, dem großen Handelszentrum der Provinz Szechwan, zu versuchen.



Nebenthal des Yangtse unweit Tschang.

des Reisenden durch seine lastende Monotonie. Wie eine Erleichterung begrüßt er es, wenn endlich am Horizont die drei merkwürdigen Bergpyramiden aufsteigen, welche die Lage Tschangs und das Ende der Ebene von Hupe anzeigen. Der höchste dieser drei hart aus dem Strom aufragenden Berge, der gerade der europäischen Ansiedelung von Tschang gegenüberliegt, hat ganz überraschend die kantige Gestalt und auch die oben abgestumpfte Spitze der Cheopspyramide bei Gizeh, nur ist die Höhe etwa doppelt so groß. Was aber noch mehr den Blick gefangen nimmt, ist die mächtige Gebirgsmauer, die jenseits von Tschang den ganzen westlichen Horizont erfüllt. Wie eine unübersteigliche Wand, wie das Ende aller Civilisation, liegt sie vor uns.

Doch aber ist sie das nicht. In einem mehr als 850 Kilometer langen Thale hat der Yangtsekiang das tremende Bergland durchfurcht und eine Schifffahrtsstraße geschaffen, die das Leben des östlichen und centralen Chinas mit der im Westen der Gebirgstufe gelegenen Landschaft Szechwan, der größten, fruchtbarsten und reichsten Provinz im Reich der Mitte, in innige Berührung bringt.

Stellenweis raucht der Fluß auf dieser langen Thalwanderung durch cañonartige Engschluchten dahin, von Hunderten von Metern hohen Felsenwänden umschlossen. Diese Engen sind die zuerst von dem englischen Kapitän Blakiston näher bekannt gemachten „Yangtse-Gorges“ (engl. gorge = Schlucht, Klamm), Landschaften, die ihrer wilden Schönheit wegen ebenso berühmt, wie ihrer Gefahren halber berüchtigt sind. Nicht überall nämlich hat der Yangtse es vermocht, seine Thalrinne fertig zu machen; Klippen durchsetzen sie hier und dort, Trümmer von Berggrutschen engen sie ein, Felsstufen unter Wasser sind noch unausgeglättet. An solchen Stellen braust er dann mit furchtbarer Gewalt in gefährlichen Stromschnellen zu Thal. Die chinesischen Dschunken wagen es bei dem außerordentlich lohnenden Verkehr nach Szechwan zwar seit alten Zeiten, diese Stromschnellen mit Hilfe von Schleppseilen, die am Ufer gezogen werden, zu überschreiten; aber man hat ausgerechnet, daß von zwölf Dschunken, die den Weg machen, eine Schiffbruch leidet.

Wie ich in meinem vorhergehenden Artikel „Der Yangtsekiang“ bereits erwähnte, hatte die Bremer Firma Rickmers trotzdem beschlossen, mit Hilfe des eigens für diesen Zweck konstruierten Dampfers „Suihsiang“ die Einrichtung eines

Gerade am Weihnachtstage 1900 kamen wir in Tschang an; zwei Tage später, am 27. Dezember, in dämmeriger Morgenfrühe, brachen wir zur Weiterfahrt auf.

Von Tschang aus hatte ich keinerlei Spalt noch Einsenkung in der Gebirgsmauer wahrzunehmen vermocht, die auf den Durchlaß eines so großen Stromes hätte schließen lassen. Es schien, als müßten wir eine märchenhafte Höhlenfahrt ausführen, wie Sindbad der Seefahrer durch den Magnetberg. Und auch als wir dann aufwärts dampften, auf die Felsenmauer zu, schien es noch für sieben bis acht Kilometer Stromfahrt, als schwämmen wir nicht auf einem Flusse, sondern auf einem durch steile Felswände abgeschlossenen Binnensee. Plötzlich aber thaten sich zu unserer Linken diese Felswände rasch aus einander und der Blick flog hinein in die gewaltige Engschlucht, aus welcher der Yangtse hervorstürzt. Der Anblick war überraschend. Geradeaus erstreckte sich das Thal in dunstige Ferne; mit der Regelmäßigkeit von gegenüberliegenden Kulissen eines Theaterprospekts traten an beiden Ufern einzelne Berg-

vorsprünge vor, perspektivisch sich verkleinernd und in der Entfernung immer zarter luftumschleiert. Das Bild erinnerte täuschend an einen norwegischen Fjord. Dunkelfarbig, mit rascher, doch ruhiger Strömung trat der mächtige Strom zwischen den beiden Endpfeilern in die Ebene hinaus. Obwohl auf etwa 2000 Meter verengt, bildete er hier doch keine Wirbel; er mußte eben von ungeheurer Tiefe sein. Es war ein trüber Morgen, die Wolken hingen tief, und die Finnen der Bergwände tauchten in sie hinein, so daß die neblige Decke wie ein gewaltiges, von Riesenäulen getragenes Dach über dem langen, langen Natursaale hing, in dem wir dahinfuhren. Das Rauschen unserer Radwellen tönte wieder von den Wänden, und wenn unsere Dampfpeife dumpfheulend ihren Ruf ausstieß, so warf ihn das Echo unheimlich und fast endlos zwischen den Felsen hin und her.

Die Schlucht, in der wir uns befanden, wird die „Tschang-Gorge“ genannt, nach der an ihrem Ausgang



Europäisches Hausboot bei Tschang.

liegenden Stadt. Nach etwa zehn Kilometern bog sie fast im rechten Winkel um. In ihrem zweiten Teil treten die Wände noch enger, bis auf fünfhundert und weniger Meter, zusammen

und werden noch phantastischer. Höhlen öffnen sich im Gestein, bizarre Felsbildungen, ähnlich den Wundern der Sächsischen Schweiz, krönen die Zinnen, die jetzt bei dem allmählich aufgeklarten Wetter hoch über uns hervortreten. Eine mächtige Felszacke, fünfhundert Meter hoch in der Steilheit eines gotischen Turmes über dem Strom emporstrebend, hat den anschaulichen Namen die „Himmelsnadel“.

Zahlreiche Dschunken begegnen uns, oder wir überholen sie. Staunend schauen die Insassen auf das seltsame Fahrzeug, das ohne Ruder und Segel stromaufwärts dringt und die glatte Oberfläche des Stroms dabei in so gewaltigen Wellen aufreißt, daß mehr als einer der neugierig Starrenden, wenn sein Boot plötzlich in die Bewegung hineinkommt, kopfüber zu unwillkürlichem Bade ins Wasser fällt.

Stromaufwärts fahren die Dschunken in der Regel dicht an den Flußufern entlang, denn jede führt je nach ihrer Größe eine Anzahl von vier, fünf, einem Duzend und mehr Kulis an Bord, die, wo es irgend geht, auf uralten wie Gemsenpfaden an den Bergen entlang führenden Treidelpfaden das Fahrzeug stromaufwärts ziehen. Mit alten Schiffer- und Treckergejängen begleiten sie ihre mühevollen Arbeit. Wo aber an allzu steilen Felspartien auch ihre erstaunliche Klettergewandtheit versagt, besteigen sie das Boot und rudern es bis zum nächsten Wiederansatz des Pfades weiter. Stromabwärts lassen sich die Dschunken in der Strommitte treiben; die Kulis haben gute Tage und sitzen im behaglichen Nichtsthun im Boot, nun natürlich erst recht singend. So hallt denn das weite Thal wieder von den fremdartigen Melodien, die nah und fern erklingen.

Jetzt haben sich allmählich neben uns die Bergzinnen mit phantastischen, weißglänzenden dolomitischen Formen zu tausend und vielleicht mehr Metern Höhe erhoben, dann aber erreicht die Schlucht plötzlich ihr Ende. Die Wände weichen aus einander, das Thal wird etwa eine englische Meile breit, Dörfer zeigen sich am Ufer oder malerisch, wie italienische Felsenmester auf hoch über dem Strom aufsteigenden Bergvorsprüngen; Wäldchen und terrassenförmig angelegte Ackerfelder schmücken die Gehänge mit anmutigem Grün.

Dieser plötzlichen Änderung des landschaftlichen Charakters liegt ein Wechsel des Gesteins zu Grunde; an die Stelle des Kalks ist ein Zug von Gneis und Granit getreten; statt der steilen, geschlossenen Wände haben wir sanftere Abhänge, die aber mit einem wilden Getrümmern von Blöcken und scharfen Klippen übersät sind. So wird denn unerwarteterweise die Fahrt in diesem weiteren Thale viel gefährlicher, als sie in dem engen, aber tiefen, gleichförmigen Cañon war. Klingend hartes, unregelmäßiges, scharfzackiges Geklipp durchsetzt das Flußbett allenthalben, und die größte Sorgfalt unseres Schiffsführers, des mit diesen Gegenden wohlvertrauten Kapitäns Breitag, ist nötig, um für unsere „Suichiang“ eine sichere Fahrstraße hindurch zu finden.

Einige Meilen oberhalb der Suichiangschlucht häufen sich die Klippen im Strom derartig, daß hier das Bett für einen glatten Durchlaß der Wassermassen zu eng wird. Schäumend

und brausend, in gewölbten Wasserbergen und reißenden Wirbeln, ganz ähnlich wie bei den auf gleichen örtlichen Verhältnissen beruhenden Milschnellen von Affuan, drängen sie sich zwischen den Klippen den Thal. Wir haben hier die erste der zahlreichen Stromschnellen. Sie trägt den chinesischen Namen „Tatung-tan“.

Am Ufer zieht sich ein langes Dorf dahin. Vor den Häusern sieht man in Menge frischgeflochtene grüne Bambusseile zum Verkauf liegen. Hier wohnen in kleinen Hütten Mengen von „Treckern“, die von den Dschunkenführern für die harte Arbeit des Hinüberschleppens der Schiffe über den Strudel hinzugemietet werden. Bei den größeren Dschunken sind viele Duzende, ja Hunderte von Menschen nötig. Ist die Dschunke am Fuß des Falles angekommen und sind die Kulis geheuert, so beginnt sie mit einem Böllerschuss feierlich ihre aufregende Fahrt. Mit wilden Zurufen feuern sich am Ufer die Kulis zum rastlosen Vorwärtsdringen an, während von der Dschunke her fortwährend dumpfe Trommelsignale

— das einzige Verständigungsmittel über das brausende Wasser hinweg — erklingen. Einen ganzen Tag lang dauert in der Regel für eine große Dschunke die Überschreitung eines der größeren Fälle. Die ganze Reise von Suichang nach Tschunking erfordert deshalb je nach der Jahreszeit vier bis fünf Wochen; thalwärts schießen die Dschunken dagegen in vier bis fünf Tagen herunter, ja die Fahrt ist bei Hochwasser schon in fünfzig und einigen Stunden gemacht worden.

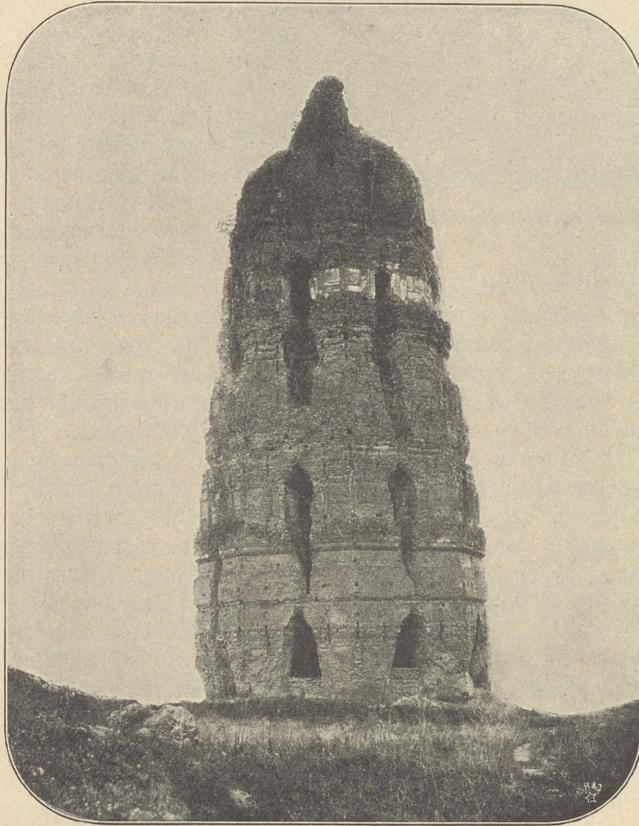
Seit alter Zeit hält die chinesische Regierung unterhalb dieser Fälle Stationen von Rettungsbooten, deren Mannschaft rasch und geschickt bei einem Schiffbruch zu Hilfe eilt. Da sie für jeden geretteten Schiffer eine bestimmte Summe beziehen, so sind die Leute sehr eifrig bei der Sache. In früheren Jahren hat freilich einmal die sonderbare Bestimmung bestanden, daß für einen geborgenen Leichnam etwas mehr als für einen Lebenden gezahlt wurde.

Infolgedessen sollen die braven Retter damals zwar ebenso hurtig wie heut zur Stelle gewesen sein, aber den ins Wasser Gefallenen sorglich erst so lange untergetaucht haben, bis er ertrunken war. Dann retteten sie seinen Leichnam.

Unsere „Suichiang“ erwählte sich die breite Strommitte des „Tatung-tan“ zu ihrem Aufstieg, wo die Gewalt des Wassers naturgemäß am geringsten ist, die aber von den auf die Zugkräfte am Ufer angewiesenen Dschunken zur Bergfahrt nicht benutzt werden kann. Spielend überwinden unsere mächtigen Maschinen den uns wild entgegenbrausenden Strom; in zehn Minuten etwa hatten wir die kochenden Wasser hinter uns und schwammen wieder auf ruhiger, breiter Wasserfläche.

Siebzehn Kilometer ungefähr oberhalb der Tatung-schnelle treten die Thälwände von neuem zusammen; die zweite Yangtjeschlucht beginnt. Die Chinesen nennen sie nach der Gestalt zweier Felsbildungen „Nieuokan-Mafei-hsia“, d. h. „Dachsenleber-Pferdelunge-Schlucht“. Trotz dieses wenig poetischen Namens ist sie aber eine der schönsten unter allen.

Wunderbar großartig war das Bild, als wir, um



Alte Pagode am Yangtse-Ufer.



In den Schluchten des Yangtse.

eine Bergkluft herumbiegend, in ihren Eingang wie in eine ungeheure Halle eindringen. Aus mystischer bläulicher Ferne wandelte der düstere Fluß zwischen stellenweis senkrechten Riesenmauern heran, die das Licht des Tages nur gedämpft bis zum Grunde gelangen ließen, ein ernster, fast schauerlich erhabener Anblick. Um so eindrucksvoller, als wir wußten, in dieser Schlucht lauern zwei der gefährlichsten Stromschnellen, der „Sin-tan“ oder „Neue Strudel“, nahe ihrem oberen Ende, und der „Tungling-tan“, kurz vor ihrem unteren Ausgang. Nach unserer Erfahrung mit dem „Tatung-tan“ schien uns aber eine Besorgnis nicht notwendig.

Wir sahen jetzt vor uns mitten im Strom eine dunkle Felseninsel liegen, die rechts und links das Wasser aufstaute. Zur Linken machten kleinere Klippen und Wirbel die Durchfahrt unmöglich, zur Rechten aber quoll der Strom in breiter Stufe mit tiefem Rauschen hernieder. Hier beschloßen wir den Fall zu überschreiten. Unter höchster Kraftentwicklung unserer Maschinen drangen wir gegen die stärker und stärker uns entgegenschießende Flut an. Mit einigen Reisegefährten stand ich vorn am Bugspriet und schaute auf den langsam näher und näher kommenden lebendigen Wasserberg, den wir hinaufklimmen wollten. Es handelte sich nur noch um Minuten, bis wir heran waren, aber um Minuten von höchster Spannung, denn daß ein einziges falsches Manöver in dieser immer stärker um uns brausenden und zischenden Flut Verderben bringen mußte, leuchtete doch ein. Um die Stromschnelle richtig in der Mitte zu fassen, war eine S-förmige Wendung auszuführen, und da das Steuer allein diese Wendung nicht rasch genug bewirken konnte, so wurde der Gang des einen Schaufelrades gehemmt, damit das andere das Schiff herumdrücken half.

In diesem kurzen Augenblick jedoch verlor wohl das Schiff mehr an seiner Fahrt, als Kapitän oder Lotse berechnet hatten, der Strom drängte es aus der gewollten Richtung, und plötzlich durchschütterte ein dumpfer Krach seinen Rumpf, so stark, daß zwei meiner Gefährten auf dem Deck niederstürzten!

Kein Zweifel, wir waren auf eine verborgene Klippe gerannt! Was nun? Himmelanstarrende, glatte Felsen und brausende Wasser ringsum!

Schon bemerken wir, über Bord schauend, wie das Wasser des Stroms über die Radkästen zu steigen beginnt. Gleichzeitig kommt auch die Meldung aus den unteren Räumen, ein großes Leck hat den Bauch des Vorder Schiffes aufgerissen, das Wasser stürzt gewaltfam in die Maschinen-

räume. Es bleibt nichts übrig, als das Schiff möglichst rasch auf den Strand zu setzen.

Auch dies Manöver indessen versagt, da die steigende Flut das Feuer in den Maschinen auslöscht. Binnen wenigen Minuten ist die „Suihsiang“ somit aus einem stolzen schönen Schiffe ein bewegungsunfähiges Wrack geworden, das hilflos mit wachsender Geschwindigkeit den Strom abwärts treibt.

Gleich nach dem ersten Stoß ist ein Teil der chinesischen Schiffsmannschaft sofort zu den beiden Rettungsbooten gestürzt, hat sie zu Wasser gelassen und ist damit entflohen. Allerdings zu ihrem eigenen gerechten Verderben, denn beide Boote schlugen um; sie treiben jetzt kieloben nebst den ertrunkenen Insassen mit uns zu Thal.

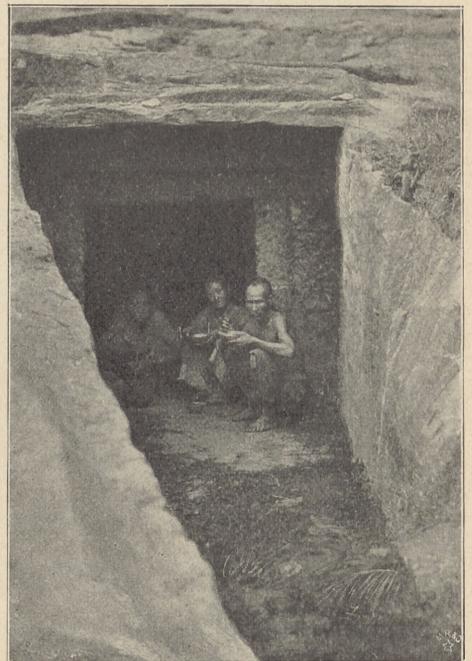
Ein paar Minuten lang scheint es, als wolle die „Suihsiang“ von selbst an einer vorspringenden Halbinsel zum Ufer kommen, dann aber ergreift uns ein Rückprallstrom und

wirft uns wieder in die Mitte hinaus.

In diesen verhängnisvollen Momenten kommt aber endlich Hilfe. Auch hier unterhalb der „Tungling-tan“ befindet sich eine chinesische Rettungsstation. Sobald den Leuten unser Zustand klar geworden war, kamen drei bis vier der kleinen rotangestrichenen Boote heran. Die Beherrschenden unter uns sprangen vom Bord herunter in die Fahrzeuge hinein — verschiedene daran vorbei, so daß sie erst aus den Wasserwirbeln aufgefischt werden mußten — im Nu waren die Boote bis zum Rande gefüllt, so daß die Gefahr des Umschlagens uns gleich unserer treulosen Mannschaft um Haarsbreite nahe war. Zum Glück wurde das Unheil vermieden, die Schiffe führten uns dem Ufer zu. Da unsere Besatzung aber etwa hundert Personen betrug, so war noch ein beträchtlicher Teil an Bord geblieben. Diese sahen wir nun mit dem immer mehr sinkenden Schiff stromabwärts treiben, der mit Verderben drohenden „Tatung-Schnelle“ zu. Bald war die „Suihsiang“ so weit, daß wir die Menschen darauf nicht mehr unter-

scheiden konnten. Mit Anspannung aller Ruderkraft schossen zwar die chinesischen Rotboote, nachdem sie uns ausgeschiff hatten, hinterher; würde es aber gelingen, das Schiff vor der letzten Katastrophe noch einzuholen?

Es war schauerlich, von fern mit anzusehen, wie das Vorderteil des „Suihsiang“ rasch und rascher



Höhlenbewohner.



Hängebrücke in Szetschwan.

sank. Jetzt stand das Schiff bereits so schräg, daß es unmöglich sein mußte, sich noch an Bord zu halten, und jetzt — stellte es sich vollkommen senkrecht, das Steuerruder hoch in den Lüften, den Mast und die Schornsteine, aus denen noch weißer Dampf hervorquoll, wagerecht über dem Wasser. Dann hörten wir eine dumpfe Explosion, sahen eine Dampf Wolke, und rasch glitt die ganze Masse in die Tiefe hinab; die Wasser des Yangtse schlossen sich über der „Suhsiang“, das Schiff, das fast eine Million gekostet hatte, war verschwunden.

In höchster Sorge um das Schicksal der an Bord Verbliebenen wanderten wir Geretteten am Ufer abwärts, bis wir von weitem hinter Felsvorsprüngen einzelne Gestalten auftauchen und winken sahen. Hinzueilend, fanden wir zu unserer Freude die gesamte europäische Mannschaft des Schiffes, die pflichttreu bis zuletzt an Bord ausgeharrt hatte, sowie den Rest der Passagiere — eine Anzahl Missionare — am Leben. Sie waren teils von Bord ins Wasser gefallen, teils freiwillig gesprungen; während sie aber noch im Wasser paddelten — verschiedene konnten nicht schwimmen — kam plötzlich aus der Tiefe mitten unter sie das Kabinenhaus des Hinterdecks herauf, das sich vom Schiffe gelöst hatte. Daran hielten sie sich fest, bis die Rettungsboote heran waren.

Ertrunken waren nur noch einige Chinesen und — — der Kapitän!

Obwohl sich Breitag, ein junger, kraftstrotzender Mann, ebenso wie ich vorher hätte retten können — ich sah ihn selbst bei meinem Sprung ins Boot hart an der Reeling stehen und die Rettungsarbeit dirigieren — so that er es nicht, sondern hielt an Bord mit dem Reste aus bis zum Letzten. Ob ihn das sinkende Schiff mit hinabgezogen, ob ihn ein tödlicher Wirbel ergriffen hat, wir wissen es nicht. Lange suchten wir am Ufer hin und wieder, bis wir uns endlich davon überzeugen mußten, daß er ein Opfer seiner Pflicht geworden war.

Langsam und niedergeschlagen wanderten wir stromabwärts. Einigen gelang es, sogleich chinesische Dschunken zu heuern; andere, darunter ich, mußten die Nacht in einem der chinesischen Felsenester hungernd und fröstelnd kampieren, dann kamen auch wir nach Tschang zurück, wo wir bei

den dortigen Europäern die gastfreundlichste Aufnahme fanden.

Meine eigenen photographischen Aufnahmen der geschilderten Gegend liegen natürlich mit samt meinem Apparat in den Tiefen des Yangtse. Es gelang mir jedoch, eine Anzahl anderer, zum Teil einheimischer chinesischer Aufnahmen aus den „Gorges“ und ihrer Umgebung zu erwerben, von denen ich einige diesem Aufsatz beigebe.

Wenn ich nun zum Schluß trotz dieser Katastrophe befürworten möchte, Mühe und Kosten nicht zu scheuen, die regelmäßige Dampfschiffsverbindung mit Tschungking doch durchzusetzen, so geschieht dies, weil ich auch hier die ungeheure Bedeutung des Yangtsekiang als Verkehrs- und Handelsstraße deutlich kennen gelernt habe. Allerdings werden die Mittel andere sein müssen, als man bisher angewendet hat; welche, das dürfte nur eine genaue, sachkundige Untersuchung an all den gefährlichen Stellen entscheiden können.

Gelingt es jedoch deutscher Thatkraft, diese Schwierigkeiten zu überwinden — und neue Versuche dazu stehen in Aussicht — dann wird eine der interessantesten Gegenden der Erde, die bisher nur wenige Glückliche sehen durften, dadurch dem großen allgemeinen Weltverkehr angegliedert werden und reicher Gewinn nicht nur dem Unternehmer, sondern dem deutschen Handel überhaupt sicher sein.



Bewässerungsrad am oberen Yangtse.

Neues von dem neuen Stern.

Wie den Lesern des „Daheim“ bekannt ist, wurde am 22. Februar dieses Jahres im Sternbilde des Perseus ein heller Stern wahrgenommen, den man bis dahin niemals gesehen hatte. Er war an jenem Tage gegen drei Uhr morgens heller als Sterne dritter Größe, abends sieben Uhr aber glänzte er schon wie ein Stern erster Größe, und bis zum 23. Februar nahm seine Helligkeit noch zu. Auf der Harvard-Sternwarte wird der Sternhimmel regelmäßig photo-

graphiert, und beim Nachsuchen fand sich, daß der Ort, wo der neue Stern unbeweglich steht, am 2., 6., 18. und 19. Februar aufgenommen worden war. Diese Aufnahmen enthielten keine Sternchen bis zur elften Größe, allein am Orte des neuen Sternes ist nichts sichtbar. Sonach ist erwiesen, daß dieser Stern in einem Zeitraum von weniger als zwei Tagen wohl um das Tausendfache an Helligkeit zugenommen hat. Vom 24. Februar ab begann die Helligkeit des



„Beim Plaudern und Spinnen — die Stunden verrinnen.“ Nach dem Gemälde von W. Hasemann.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Sternes abzunehmen, aber unregelmäßig und in kurzen Perioden leuchtete das Gestirn wieder heller auf, doch im allgemeinen überwog die Abnahme, so daß gegenwärtig der Stern mit bloßem Auge schon längst nicht mehr wahrgenommen werden kann. Auch die Farbe des Sternes zeigte Änderungen; anfangs erschien er bläulich-weiß, später dagegen rot mit verschiedener Nuancierung zu verschiedenen Zeiten. Diese Wahrnehmungen wurden durch die weit wichtigeren Untersuchungen des Sternes mit Hilfe des Spektroskops wesentlich erweitert. Am 22. Februar zeigte sich das Licht des Sternes im Spektroskop als ein kontinuierliches farbiges Band, das von feinen schwarzen Linien durchzogen war. Dadurch wurde, gemäß den Grundlehren der Spektralanalyse erwiesen, daß der Stern eine glühende feste oder flüssige Masse bildete, welche von einer feineren, weniger heißen Atmosphäre umhüllt ist. Eine ähnliche Beschaffenheit zeigt unsere Sonne. Am 24. Februar hatte sich das Aussehen des Spektrums aber wesentlich geändert; es zeigte nunmehr auch zahlreiche helle Linien und dunkle Streifen oder Bänder und besaß nunmehr das Aussehen, welches die Spektren früherer neuer Sterne zeigt haben. Die helle Linie mit den dunklen zur Seite beweisen das Vorhandensein von glühendem Wasserstoffgas unter hohem Druck auf dem neuen Stern und lassen auf gewaltige Eruption dieser Glutmassen schließen. Im März und April zeigten die photographischen Aufnahmen auf der Harvard-Sternwarte wiederum sehr auffallende Veränderungen im Aussehen des Spektrums, so daß zwei verschiedene Typen desselben einander ablösten, deren Auftreten mit den Helligkeitsschwankungen des Sternes zusammenfiel. Mit dem Schwächerwerden desselben wurde sein Spektrum einfacher und zeigte während des Sommers nur noch einige helle Linien. Es sind genau dieselben, welche man auch im Spektrum der kosmischen Nebelflecke wahrgenommen hat, so daß man schließen kann, der Stern habe sich in einen solchen Nebelfleck verwandelt. Die wissenschaftliche Deutung der sämtlichen spektroskopischen Wahrnehmungen an dem neuen Sterne ist nicht leicht, und die Ansichten der Astrophysiker sind in dieser Beziehung noch geteilt. Nach Prof. Seeliger ist anzunehmen, daß der früher dunkle oder doch für uns infolge seiner Lichtschwäche und großen Entfernung unwahrscheinbare Stern bei seiner Bewegung durch den Weltraum in ein gewaltiges kosmisches Gebilde von sehr dünn verstreuter Materie eingetreten ist. Durch dieses Zusammenreffen mußte er in hohe Glut geraten, wodurch seine Helligkeit so zunahm, daß er uns als „neuer“ Stern sichtbar wurde. Auch die kosmische Materie, mit der er zusammentraf, geriet in hohe Glut und wurde vergast, vielleicht zuletzt sogar der Stern selbst, wodurch sich endlich das Spektrum als dasjenige eines kosmischen Nebels darstellte. Was diese Erklärung sehr annehmbar macht, ist eine wichtige und unerwartete Entdeckung, welche noch Mitte August die

Photographie ans Licht brachte. Am 19. August machten die französischen Astronomen Antoniadi und Flammarion eine photographische Aufnahme der Himmelsregion, in welcher der neue Stern steht. Diese Photographie zeigt nun völlig unerwartet, daß der neue Stern und nur dieser allein von einer nebeligen Hülle umgeben ist. Eine zweite photographische Aufnahme in der Nacht vom 20. zum 21. August, wobei die Belichtungsdauer auf $3\frac{1}{3}$ Stunden ausgedehnt werden konnte, zeigte das Nämlische und noch deutlicher. Auf die telegraphische Nachricht dieser wichtigen Entdeckung hin benutzte Prof. Wolf auf der Sternwarte Königsstuhl bei Heidelberg die erste sich darbietende Gelegenheit mit dem dortigen großen photographischen Doppelfernrohr — einem Geschenk der Miß Bruce — die Umgebung des neuen Sternes ebenfalls zu photographieren. Dies gelang in der Nacht vom 22. zum 23. August mit einer Belichtungsdauer von 1 Stunde 10 Minuten, und der Stern zeigte wirklich das von den französischen Beobachtern beschriebene Aussehen. Eine zweite Aufnahme in der folgenden Nacht mit 4,1 Stunden Belichtungsdauer bestätigte die frühere, und durch eine sinnreiche Anordnung der Aufnahme konnte Prof. Wolf nachweisen, daß der Stern eine Lichtart von eigentümlicher Natur aussendet, die ganz verschieden ist vom Lichte der übrigen Sterne, für welches das photographische Fernrohr konstruiert ist. Das von Professor Wolf benutzte Instrument ist so lichtstark, daß auf der Photographie des 24. August noch, Sternchen 19. Größe sichtbar sind, die direkt mit dem Auge wahrzunehmen das größte vorhandene Fernrohr vielleicht nicht ausreichen dürfte. Die genaue Befichtigung der Photographien hat aber noch ein weiteres überraschendes Resultat ergeben. Sie zeigen nämlich südlich und etwas östlich von dem neuen Stern eine äußerst schwache, aber strukturreiche Nebelmaterie, von der sich Teile bis in den neuen Stern hineinziehen scheinen. Ein Zusammenhang des neuen Sternes mit nebeliger Materie ist jetzt direkt nachgewiesen und damit der augenscheinliche Beweis erbracht, daß es sich bei des Sternes Ausleuchten um einen gewaltigen, ungewöhnlichen Vorgang in den Himmelsräumen handelte. Aber die wissenschaftliche Vorsicht gebietet, hierbei zunächst Halt und weitere Folgerungen von ferneren Beobachtungen abhängig zu machen. Denn über die genaue Beziehung des Nebels zu dem Stern läßt sich zur Zeit nichts Bestimmtes sagen. Ist der Nebel von dem Stern emporgestiegen? Oder senkt er sich auf denselben herab? Beides sind ungeheure Weltvorgänge, die mit der Zerstörung oder völligen Umbildung eines ganzen Sonnensystems in unmittelbarem Zusammenhang stehen; aber in ihrer physikalischen Bedeutung sind sie sehr verschieden. Für den Augenblick müssen wir uns mit Konstatierung der Thatfache selbst begnügen, deren Nachweis mit Hilfe der Photographie, eine der interessantesten und wichtigsten Entdeckungen der Gegenwart ist.

Dr. Klein.



Glücklichsein.

Von Marie Scotta.

Pepina schlenderte langsam an der Mauer entlang, die von der Porta Maggiore nach der Porta San Lorenzo führt. Das war ein großer Umweg für sie — sie hatte sich den größten herausgesucht, den sie sich überhaupt denken konnte. Denn sie wollte den seligen Augenblick hinauschieben mit dem dunklen Bewußtsein, daß sie das Schönste davon jetzt festhielt. Die Freude — die Erwartung — die Spannung. Der Genuß selbst lag unklar vor ihr, und die Ahnung der Leere nachher stand jetzt schon dunkel in ihren Augen.

Überhaupt hatte sie sich das Glücklichsein etwas anders vorgestellt. Daß sie glücklich war, unterlag ja keinem Zweifel — hielt sie nicht zwei schmutzige Kupferstücke in der Hand, und ging sie nicht damit auf die Messe, wo es Karusselle gab und Schießbuden und Menagerieen und herrliche Dinge zu essen und — ach, es ließ sich ja gar nicht sagen, was es da alles gab.

Aber eben das war es — die Fülle lag schwer auf Pepina. Es war zu viel. Und da sie nur zwei Soldi hatte, stand ihr auch noch die Qual des Wählens bevor. Beinahe wünschte sie, die Dame hätte ihr das Geld nicht geschenkt. —

Aber bei diesem Gedanken erschrak sie selbst, und die mageren Finger schlossen sich fest um die Kupferstücke. Die Hand zog sich noch mehr in den Armel der weiten grauen Jacke zurück, der ohnedem lang darüberfiel.

„Dumme Pepina!“ sagten die anderen Kinder oft — „Dumme Pepina!“ sagte sie sich selbst und machte sich eifrig daran, sich zu freuen ohne irgendwelche Nebengedanken.

Sie freute sich über das rosa Licht, das über der Straße

lag, über der farbigen Mauer, über ihrem eigenen zerfetzten rötlichen Rock und ihren nackten Füßen, über der zu allen Fenstern herausflatternden Wäsche und den spielenden Kindern. Über zwei Campagnarden, die langsam die steile Straße aufwärts ritten, auf starken, langschweifigen Pferden, mit dem grünen Mantel als Satteldecke und Flinten über dem Rücken.

In der Porta San Lorenzo begegnete sie einem Leichenzug. Die Musik spielte einen flotten Walzer, die Kränze waren zweimal so hoch als Pepina und bunt — bunt. Es gefiel ihr außerordentlich, und begraben zu werden schien ihr in diesem Augenblick noch schöner, als auf die Messe zu gehen. Da sie aber die Wahl zwischen den beiden nicht hatte, so ging sie weiter.

Gewaltige Mauern ragten vor ihr in die Höhe — die Ruinen eines Palastes oder eines Aquäduktes, mit mächtigen Quadern zum Himmel starrend. Die Augen des Römerkinds glitten achtlos darüber weg, als über Alltägliches, und wurden groß, — weiteten sich beim Anblick dessen, was jenseits lag.

Der weite Platz, mit Buden und Zelten und Menschen bedeckt — es war wie eine kleine Stadt, die aus dem Boden gewachsen. Menschen, die standen und starrten — Menschen, die umherliefen und gestikulierten — Menschen, die schrieen, Menschen, die lachten — ein Karussell, das sich drehte, Schaukeln, die freischend in die Luft flogen. Dabei Musik an allen Ecken und Enden — in jeder Bude eine andere, mit anderer Tonart und anderer Melodie.

Pepina seufzte tief auf und betrat den Platz. Es wurde ihr ganz feierlich zu Mute. Sie ging langsam von einem

Schauspiel zum andern, blieb vor jedem stehen und betrachtete es sich von außen. —

Da kam zuerst das „Afrikanische Aquarium“. Die Eingangswand war schauerlich schön. In grasgrünen Wogen bewegten sich Reptile in allen erdenklichen Formen und Farben — Nilpferde stampften darin herum, ein Alligator fraß, freundlich grinsend, einen Menschen auf, und eine Seejungfrau mit wallendem, grüngelbem Haar und sich ringelndem, blauem Schuppenschwanz sah voll Interesse zu.

Pepina betrachtete die Tiefe der Bude, die sich hinter diesem Zauberbilde erhob, und begriff nicht recht, wie dies alles darin Platz haben sollte. Besonders das Wasser. Und wo man die Menschen für den Alligator hernahm.

Dann kam der Seraglio. Ein Mann in schwarzem Sammetanzug und hohen Stiefeln stand auf den hölzernen Stufen und fuchtelte mit den Armen in der Luft herum.

„Die größte Tierbändigerin der Welt!“ schrie er. „Noch nie dagewesen! Unerreichbar! Streift ans Wunderbare. Signori! Signorine! Treten Sie ein! Die erste Tierbändigerin der Welt!“

Die „erste Tierbändigerin der Welt“ stand auf dem Bretterboden. Hinter ihr schlossen geheimnisvolle rote Vorhänge ihr Bereich gegen die profanen Augen der Menge ab. Sie trug rosa Tricots und ein verchossenes hellblaues Pagenkostüm, Goldspangen in den hochgetürmten Haaren und an den Handgelenken. Sie bog eine Reitpeitsche in den Händen hin und her. Pepina schaute sie lange an mit ernstem, forschenden Augen. Sie mußte doch etwas Wunderbares sein, das bewies schon ihr Anzug, aber sie gefiel Pepina gar nicht.

„Piff, pass, puff“ stand über der nächsten Bude, und drinnen knallte es unaufhörlich. Hier war nichts Geheimnisvolles. Pepina ging rasch weiter.

Die Menagerie, wo schillernde Schlangen sich um gelbe Tiger wanden, ein Löwe wütend auf ein Kamel stierte, ein Elefant mit einem Auerochsen kämpfte, und eine Giraffe vergnügt Palmblätter fraß — alles auf Papier gemalt natürlich —

Das Wachsfigurenkabinett, vor dem sich eine wunderschöne Signora in rotem Seidenkleid mit blonden Locken langsam immer um sich selbst drehte und mit gläsernen Augen auf den Hanswürst schaute, der sich, rosa und blau gestreift, beständig vor ihr verneigte und sich in dem wächsernen Lächeln ihres kleinen kirschfarbenen Mundes zu sonnen schien. Das Karussell, in dem schokoladefarbene und hellgelbe Pferde mutig schnaubend auf und nieder stiegen, während Kinder sich halb selig, halb erschrocken an rote und schwarze Mähnen festklammerten. Das alles ging an Pepinas Augen vorüber, während sie langsam, langsam die Runde des Platzes machte. Sie brauchte wohl mehr als eine Stunde dazu. Endlich war sie wieder an der Stelle angelangt, an der sie den Zauberkreis betreten hatte. Sie hielt die zwei Soldi immer noch in der Hand.

Und jetzt kam der Augenblick der Wahl. Pepinas Herz war schwer und unruhig — unruhig von der Fülle der Wünsche, die sich drinnen drängten — schwer von der Hoffnungslosigkeit, sie zu befriedigen. Und im Bewußtsein dessen, was sie nicht erlangen konnte, schien ihr das Erreichbare klein, unbedeutend.

Sie fing die Runde wieder an. Noch langsamer als zuvor. „Fotografia“. Sollte sie hier — ?

Sie sah eben Marietta hineingehen. Marietta, die neben ihr auf der Schulbank saß und die am Kolosseum bettelte, wenn sie nicht in der Schule war. Natürlich — Marietta hatte Soldi genug. Pepina hatte das Betteln auch einmal versucht, an einem Tag, wo sie besonders Hunger gehabt. Am Eingang des Forum, wo die Fremden sich drängten, um zerbrochene Säulen und Steine zu sehen. Aber sie hatte es nicht anzupacken gewußt. In einer Ecke hatte sie gestanden und hatte die Fremden nur angeschaut. Eine Dame hatte ihr einen Soldo hingeworfen. Pepina war rot geworden. Da hatte sich ein alter Mann aus der Gruppe der Eintretenden zu ihr gewandt, ein Priester. Er hatte sie freundlich angeschaut, sehr freundlich und ein wenig traurig. „Geh

nach Hause, Kind,“ hatte er gesagt, „thu' dies nicht, wenn Du nicht absolut mußt. Du hast kein Talent dazu.“

Er hatte ihr ein Geldstück gegeben und eine schöne große Medaille mit dem Bilde des Erlösers. Seitdem hatte Pepina nicht mehr gebettelt. Sie konnte ja nichts, selbst das nicht.

Sie wartete. Nach einigen Minuten hob sich der schmutzigweiße Vorhang, und Marietta kam heraus, hielt etwas in der Hand und betrachtete es nachdenklich.

„Zeig' her,“ sagte Pepina.

Sie steckten die dunklen Köpfe zusammen.

„Schön!“ sagte Marietta. „Aber ich bin doch noch schöner!“

Pepina sagte nichts. Aber sie wandte der Fotografia den Rücken.

„Theater!“ sah sie über einer Bude und lief hin. Der erste Teil der Inschrift kam zum Vorschein. „Floh-Theater.“

Pepina rümpfte die Nase. Brauchte sie dafür Geld auszugeben? Das konnte sie zu Hause umsonst haben.

„Die überraschten Schützen.“

Das klang schön. Man schoß auf einen Gegenstand, den man, wenn man ihn getroffen hatte, mitnehmen durfte. Das war die Überraschung. Pepina fühlte einen dunklen Drang, ihr Glück auf die Probe zu stellen. Vielleicht bekam sie etwas Schönes, etwas ganz Wunderbares. Sie trat ein und hielt zögernd einen Soldo hin.

„Eh — eine schöne Überraschung!“ lachte jemand neben ihr.

Sie zog den Soldo wieder zurück. Das Wort hatte sie unangenehm berührt. Sie hatte plötzlich an den Tag denken müssen, wo ihre Mutter heimgekommen war und ihr von einer Überraschung gesprochen hatte. Am folgenden Morgen war der Stiefvater eingezogen. Nein, Pepina hatte kein Vertrauen mehr auf Überraschungen.

Es duftete plötzlich warm und verlockend zu ihr herüber — la frittura — in siedendem Öl — weich, knusprig.

Pepina wurde sich bewußt, daß sie furchtbar hungrig war, noch hungrier als gewöhnlich. Die Leute strömten in den Zelten aus und ein, so oft sich der Vorhang hob, kam eine neue Duftwelle heraus. Die Eier, zu essen, sich einmal zu sättigen, kam über Pepina und wuchs mit jedem Augenblick. Sie konnte die Leute, die kauend herauskamen, nicht mehr sehen. Sie wollte fort. Aber der Hunger nagte mit gierigen, scharfen Zähnen an ihr, that ihr weh.

Roter Flammenschein fiel von drinnen heraus. Und sie hörte das Zischen des Öles. Sie lief hinein, gab einen Soldo hin, konnte es kaum erwarten, daß ihre Finger die heiße, öltriefende Frittura fassen durften. Sie aß hastig und hatte ihre Portion im Augenblick verschlungen. Sie warf den zweiten Soldo hin und aß die zweite Portion.

Dann drängten die andern sie fort.

Ja, was hatte sie denn auch noch zu suchen? Sie stand wieder auf dem Platz. Die Musik gellte von allen Seiten, wie vorher — die Menschen standen und starren, schrien und liefen.

Der Himmel stand in flammendem Gold, und durch die Helle ahnte man das plötzliche Einbrechen der Dunkelheit.

Pepina wischte ihre fettigen Finger langsam an dem zerklüfteten rötlichen Rock ab — die leeren Hände zogen sich in die langen Ärmel zurück. Sie schaute erschrocken um sich. Ein Angstgefühl beschlich sie — als habe sich etwas Schreckliches ereignet, etwas Unwiderrufliches, nie gut zu Machendes.

Die Schönheit der Buden ringsum wuchs riesengroß empor — der Gedanke an frittura erfüllte sie beinahe mit Ekel.

Eine trostlose Sehnsucht nach den zwei Soldi erfaßte sie — nach der Freude, der Erwartung — nach der Möglichkeit des Glücks.

Plötzlich schluchzte sie laut auf unter der Wucht ihrer Hoffnungslosigkeit — schlug den Arm vor die Augen — lief fort wie gejagt. In einer einsamen Straße — irgendwo — kauerte sie in einem Thorbogen und weinte — weinte. —

Ach, wie ganz anders hatte sie sich das Glücklichein vorgestellt.

Familiäntisch. — Sammler-Daheim.

Bu unseren Bildern.

Eine Reihe markiger, kraftvoller Schiffer- oder Lotfengestalten hat G. de Palazieu auf unserem ersten Vollbild: „Durch die Brandung“ zu einer wirkungsvollen Gruppe vereinigt. Wie sie mit Anspannung aller ihrer Muskeln sich in die Riemen legen, um gegen die hochgehenden Meereswogen anzukämpfen, das ist, wie man bei näherer Betrachtung erkennen wird, malerisch prächtig dargestellt.

Ein Bild des liebenswürdigen Tiermalers H. Sperling, der besonders unseren Hausfreund, den Hund, in allen seinen Rassen und Spielarten sich zum Liebling erkoren hat, schmückt die Seite 15 unserer Nummer. Ein vortrefflich gemalter Ring Charles-Hund teilt in inniger Gemeinschaft mit einem Käzchen das weiche Lager auf einem langhaarigen Tierfell, und beide beweisen, daß das alte Sprichwort von der Erbfeindschaft zwischen ihresgleichen hier einmal ganz und gar nicht zutrifft.

B. Hasemann, einer der gründlichsten Kenner des Schwarzwaldes und seiner Volkstrachten, läßt uns auf seinem behaglichen Bilde einen Blick in ein trauliches Gutachthaler Bauernstübchen thun. Beim Ticken der Schwarzwälder Uhr und beim Surren der Spinnräder plaudert sich's gar gut, besonders wenn auch ein Schälchen Kaffee nicht fehlt. Die alte Frau mit dem charakteristischen Häubchen ist besonders gut gemalt.

Ein Selbstporträt von van Dyck, dem großen niederländischen Bildnismaler, auf unserer diesmaligen Kunstbeilage ladet unsere Leser zu näherer Betrachtung ein. Es zeigt den edelgeformten Kopf des genialen Meisters in dreiviertel Profilhaltung; seine Rechte deutet auf eine Sonnenblume, während die Linke eine über die Achsel gelegte Kette emporkhält.

Die holländischen getriebenen Medaillen.

Man kann Denkmünzen auf vier verschiedene Arten darstellen: durch Guß, in getriebener Arbeit, durch Prägung und als Niello. Des Gupferfahrens bedienten sich die italienischen Künstler des fünfzehnten Jahrhunderts als die ersten, welche eine neue Medaillenkunst ins Leben riefen. Ihre Güsse sind fast ohne Ausnahme in Bronze ausgeführt und selten überarbeitet. Edle Metalle, Gold und Silber fing man erst mit steigendem Wohlstande an zu benutzen; die Goldschmiede waren zugleich die Medaillenkünstler. Die Stücke wurden auch hier zunächst gegossen, in verlorener Form über Wachs oder nach einem in Buchsbaum oder Speckstein geschnittenen Modell; insbesondere aber die deutschen Künstler überarbeiteten ihre Edelmetallgüsse aufs sorgfältigste und feinste, so daß jedes Stück individuell künstlerischen Wert hat und nahezu als ein Unikat gelten kann.

Mit Beginn des XVI. Jahrhunderts fing man das Treiben und das Prägen der Medaillen an.

Vittore Camello begann als erster seine Medaillen in Stahl zu schneiden, es war zunächst eine Art von Bequemlichkeitsakt, der aber bald derartig künstlerisch vervollkommen wurde, daß die geprägten Denkmünzen dieser Zeit das Beste darstellen, was überhaupt je geleistet wurde. Das Treiben der Medaillen war ein unmittelbarer Ausfluß der technisch vervollkommenen Goldschmiedekunst, welche gelernt hatte, die besonderen Eigenschaften des Goldes und des Silbers, namentlich die Ausdehnbarkeit und die Duktilität für ihre Zwecke zu verwerten. Bekanntlich läßt sich aus einem Dufaten, d. i. aus einem Gewicht von 3,5 g Gold, ein Faden herstellen, welcher um den Äquator herumreichen würde. Das Gold wird zu feinem Draht ausgezogen, dieser mit einem Mantel von Silber umgeben, von neuem ausgezogen und das Silber mit Salpetersäure entfernt. Nicht ganz so dehnbar wie Gold ist das Silber, doch aber folgt auch dieses noch allen Intentionen des Künstlers und nimmt durch Hammerschläge jeden nötigen Grad von Feinheit und jede gewollte Form an. Man nennt dieses Formen mit dem Hammer „Treibebeit“. Die älteren Meister machten sich zunächst ein Modell

in Wachs, welches sie in Erz gossen, über dieses Erz wurde das Goldblech gelegt, und aus diesem nach und nach die Gestalt hervorgerufen. Die späteren Künstler verfahren in anderer Weise. Nach einem Modell oder einer Zeichnung wurde und wird aus einem Stück Gold- oder Silberblech über Rechnerunterlage frei das Gebilde mittelst Hammerschläge auf kleine Stahlmeißel, Punzen genannt, herausgearbeitet; damit das Metall nicht reißt, muß es häufig wieder ausgeglüht werden, die Rechnerunterlage verschafft man sich stets von neuem, indem bald die eine, bald die andere Seite des Treibebleches in geschmolzenes Pech eingetaucht wird.

Durch Treibebeit kann ein sehr hohes, bis dreiviertel rundes Relief erzeugt werden, die getriebenen Medaillen zeichnen sich daher auch sämtlich durch starke Erhebung aus, und man bediente sich des Treibeisens teilweise, weil die damaligen Krägmaschinen noch nicht im Stande waren, in dieser Beziehung dasjenige zu leisten, was die heutigen vermögen.

In Italien wurden viele Schaumünzen in Gold getrieben — vorzüglich glänzten in dieser Beziehung der Meister Caradosio zu Rom und Benvenuto Cellini —, in Deutschland bevorzugte man den ciselierten Guß, in Holland aber, wo kein dreißigjähriger Krieg die Entwicklung der Goldschmiedekunst aufgehalten hatte, erlebte die getriebene Medaille im XVII. Jahrhundert eine neue und eigenartige Blüte. Man kann jetzt keinen bedeutenderen numismatischen Katalog durchblättern, ohne auf die Bezeichnung „getriebener silberner Medaillen“ zu stoßen; sie sind stets holländischen Ursprungs und müssen ziemlich häufig angefertigt sein, denn auch die Preise dieser zeitraubenden, gutes Können voraussetzenden individuellen Arbeiten bewegen sich in den bescheidenen Grenzen von etwa 60 bis 200 Mark. — Besieht man aber die Stücke genauer, so findet man, daß sie überhaupt nicht getrieben sind, sondern daß man es mit sehr feinen, schwach überarbeiteten Güssen zu thun hat; ich sah im Handel noch kein einziges getriebenes altes Stück. — Im XVI. und XVII. Jahrhundert wurde in der Goldschmiedekunst der Guß sehr häufig als Be-

daille besteht aus zwei herrlich feinen, wenig mit dem Stichel nachgearbeiteten Gußplatten. Die Schrift ist nicht nachgezogen, sondern nur schwarz gefüllt, der Grund aber scheint durch die zahlreichen feinen Punzenstiche darauf hinzudeuten, daß ursprünglich ein in Kupfer getriebenes Modell vorlag.

Es wäre nun interessant, zu erfahren, ob irgendwo ein altes Kupfermodell vorhanden ist und wo sich silberne Medaillen in alter Treibebeit befinden, dann ließe sich durch Vergleichung vielleicht das Richtige feststellen. — Selbstredend befinden sich zahllose Neufälschungen holländischer Hohlmedaillen im Handel, meist gegossen ohne Nacharbeit oder fein ciseliert, mitunter auch getrieben, ja sogar gute Galvanos und Wollgüsse. M. Kirmis.

Notizen.

Die Versteigerung eines altägyptischen Grabes mit vollem Inhalt zumant den Funden der letzten Ausgrabungen des Herrn Gaget in Antinoë fand Ende Juni im Musée Guimet in Paris statt. Das Grab war ganz vollständig. Es besteht aus einem Carthophag, der aus 7 cm dicken Brettern von Platanenholz gearbeitet ist, und gehört der zwölften Dynastie, also der Zeit um 2500 v. Chr. an. Von einem zweiten, daneben befindlichen Grabe konnte der Carthophag nicht transportiert werden. Die beiden Gräber beherbergten ein Ehepaar; der Mann hieß Hernetth. Die Beigaben bestanden aus vielen Bauchschalen, den Kopfschalen für die Toten, dem Schiff mit Bemannung, um über den Strom der Unterwelt setzen zu können, ferner war eine Einrichtung für Haus und Küche vorhanden, Tisch, Schalen, Geräte etc. Die Schiffe sind etwa 1 Meter lang und sind ebenso wie die kleinen Figürchen sehr sorgfältig gearbeitet. — Herr Gaget fand diese nie berührten Gräber der pharaonischen Zeit weitlich von Antinoë in einer Tiefe von 15 Metern; vorher hatte er mehrere hundert Gräber späterer, besonders byzantinisch-römischer Zeit eröffnet. Aus diesen wurden 27 Schaukästen voll von Gewändern und Beigaben gleichzeitig versteigert. Mehrere Verstorbene waren ganz eingewickelt und mit ihren vollständigen Gewändern ausgestellt. Im Kleide ist an der Stelle des Kopfes das Bildnis des Toten in lebhaften Farben eingestrichelt. Bei mehreren Beigebenen fanden sich christliche Abzeichen, Kreuze, von deren Reichtum, Mannigfaltigkeit der Zeichnung und der Verzierungen man sich kaum einen Begriff machen kann. Geflügelte Pferde, Tänzer, Ringkämpfer, Reiter, Drachen, Löwen, andere Tiere und Pflanzen finden sich in den Mustern. — Die Gewänder bieten eine fast unerhöchliche Fülle von Vorbildern und Vorlagen, die Farben sind lebhaft, aber doch matt und wohl abgedunstet. — Aus der Fülle der vorhandenen Gewandstücke und der Geräte seien einige Paar sehr fein genähter Stiefel ohne Absätze hervorgehoben, ferner ein Paar ziemlich hoher Schuhe mit Strümpfen zum Anziehen vorn und über der Ferse, ganz aus einem Stück Leder ohne jegliche Naht hergestellt. Merkwürdig ist ein Fund aus einem sehr alten (2500 v. Chr.) Grabe, ein Sechrohr oder Augenglas. Dasselbe besteht aus zwei Stücken, die sich auseinandernehmen lassen, ähnlich wie bei dem heutigen Vorgon; in dem einen Stück sind noch Reste der dünnen Röhre erkennbar.

Seltene Krüper. Vom Sammler Louveas sind im Tagetosgebirge Griechenlands nach langen Jahren wieder einige Exemplare von Chaetocarabus adonis var. merlini Schm. und Omphreus Krueperi Reitt gefunden worden. Während Car. adonis in den Gebirgen Nordgriechenlands vorkommt, findet sich die Varietät merlini nur sehr selten im Peloponnes. Krüper entdeckte den Car. var. merl. zuerst im Tagetos, von diesem Fund befinden sich noch zwei Exemplare im Museum zu Athen, später fanden Bransia und Emge zwei Exemplare im Walde bei Kumani, sowie Sifora im Rhene, und zuletzt der im Auftrage Krippers sammelnde Leonis ein Exemplar im Vobidasgebirge bei Patras. Die in den Sammlungen vorhandenen Exemplare sammelten Krüper und Leonis im Tagetos, woselbst auch der Procerus duponcheli Dy. vielfach gefunden wurde. Car. var. merl. wurde mit 5 Francs, Omphreus Krueperi mit 20 Francs bezahlt. Von Omphreus Krueperi existieren nur zwei Exemplare, das eine bei Krüper, das andere beim Hauptmann Hanjer. Auch von Car. adonis var. Krueperi Ganjl wurde bisher nur ein Exemplar von Leonis im Wilsongebirge Ithessaliens gefunden, welches das Hofmuseum in Wien besitzt. M. K.

Neue Scharbilder. 1. Zwölf Ansichten französischer Seestädte, das Stadtswappen sauber in eine Ankeröffnung gezeichnet. 2. Zwölf Bildchen aus dem chinesischen Kriege und aus dem chinesischen Volksleben; man wird nur thun, die Kärtchen sich rechtzeitig für eine Sammlung von Erinnerungen an den chinesischen Krieg zu verschaffen. 8. Zwölf reizende Blätter mit Früchten: Steinobst, Beerenfrüchte, Wein. — Alle drei Serien zeigen kleines Format.



Holländische Hohlmedaille mit den Köpfen des Majaniello und des Olivier Cromwell. 71 mm. Silber 66,0.

quemes Ersatzmittel für die Treibebeit angewendet, von den bedeutendsten Meistern sogar — so sind z. B. alle Schmuckstücke an dem berühmten Jamniger-Rokal gegossen — und der Guß ist so fein, daß die fertigen Stücke, besonders wenn etwas überarbeitet, völlig wie getriebene aussehen. — Vielfach fertigte der Künstler ein Modell in Treibebeit aus Kupfer, welches er dann durch Guß in Edelmetall vervielfältigte, — so scheinen auch die holländischen sogenannten getriebenen Medaillons entstanden zu sein. Der berühmteste der holländischen Medaillenkünstler war Pieter van Abeele, welcher gewöhnlich „PVA“ oder „PVAF“ oder „PV. AB. F.“ selten mit vollem Namen zeichnete, und sein bekanntestes Werk ist die Denkmünze auf die Verleihung des Wappens an die Stadt Amsterdum durch den Grafen Wilhelm von Holland. Von dieser Denkmünze sind mir im Laufe der Zeit fünf Stück bekannt geworden, alle durch Guß hergestellt, so zwar, daß zwei dünne Gußplatten am Rande sauber verliert sind, die eine nur trug den alten Charakter, die übrigen vier waren neu, geschickt zum Zweck der Fälschung hergestellt.

Hier nebenbei nun ist die etwas verkleinerte Abbildung des bekannten holländischen getriebenen Medaillons mit den Köpfen des Olivier Cromwell und des Majaniello, nach einem unbedingt alten Exemplar gegeben. Vogner, welcher die Denkmünze in seiner „Sammlung merkwürdiger Medaillen“ Ao. 1737, 35. Woche, abbildet, glaubt, daß man es wegen der Zusammenstellung der Persönlichkeiten mit einem satirischen Stück auf Cromwell zu thun habe. — Unser Exemplar stammt aus dem städtischen Kabinett von Emden und befindet sich noch in der alten gedrehten Holzdose, welche auf den Innenseiten der Deckel, in je zwölf Reihen die Erklärungen zu den Darstellungen des „Mas' Angelo — Hooftman van't Rebelle Volk van Napels“ und des „Olivier Cromwell — Protektor van Engelandt“ trägt. — Die Me-

Kinder-Daheim.

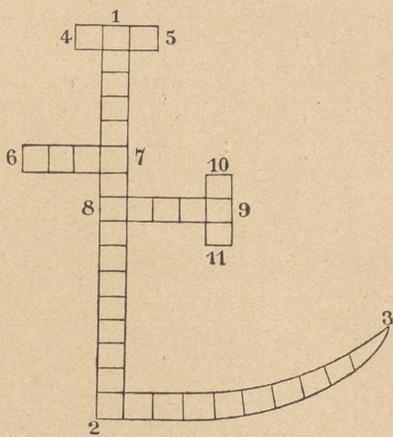
Allerlei Kurzweil.

1. Ein Blumenkranz.

1. N . . . x . . e
2. E . . . u
3. T . . . e
4. I . . x s
5. F . . . x . r
6. F x r
7. R . . e
8. G . . . x . e
9. O x e
10. E . . x a
11. S . . . x . e
12. E . . x . . x . s
13. H . x e
14. S x n
15. W . . . e
16. E x . . . n

In einer Erziehungsanstalt befinden sich sechzehn junge Mädchen. Zum Geburtstag der Vorsteherin soll ein schöner Kranz überreicht werden, zu welchem jedes der Mädchen eine Blume liefert. Die verwandten Blumen sind (siehe oben) durch ihre Anfangs- und Endbuchstaben bezeichnet. Die Punkte und Kreuzchen deuten die Zwischenbuchstaben jedes Wortes an. Richtig geordnet ergeben die Anfangsbuchstaben der Blumen einen Glückwunsch. Werden die Worte anders geordnet, so ergeben die mit einem Kreuzchen bezeichneten Buchstaben einen Festgruß. Bemerket wird, daß die Blumen nicht gleichzeitig blühen. F. A.

2. Sensenrätzel.



- 5a, 1b, 2d, 5e, 1f, 1g, 1h, 1i, 1k, 2l, 3m, 2n, 1o, 3r, 4s, 2t, 1w.

Die obigen Buchstaben sind in die leeren Felder der Figur so einzutragen, daß folgende Wörter entstehen:

- 1—2. Ein Kurort im Oberharz;
- 2—3. eine preußische Universität;
- 4—5. ein Teil des Baumes;
- 6—7. ein weiblicher Vorname;
- 8—9. ein Vogel;
- 10—11. ein Sohn Noahs. F. A.

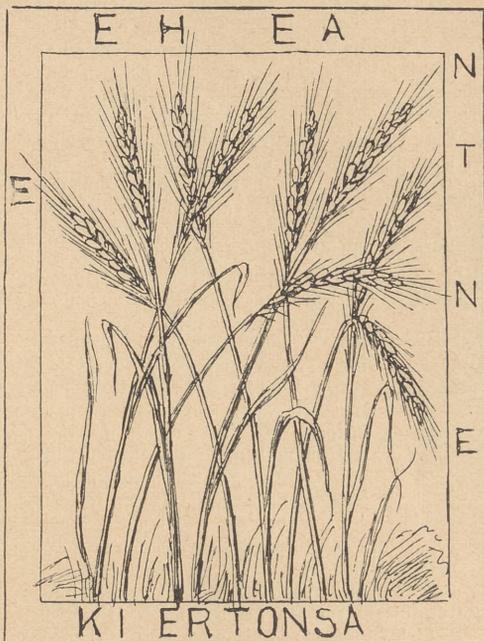
3. Magisches Buchstabenquadrat.

a	a	a	b
b	e	l	l
n	n	n	n
n	o	o	y

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß die vier wagerechten Reihen gleichen entsprechenden senkrechten lauten und bezeichnen: 1. Eine Insel; 2. eine Stadt in Frankreich; 3. eine Stadt in Preußen; 4. einen Vornamen.

4. Bilderrätzel.

„Die Kornähren.“



5. Gegenätze.

Ein Gesellschaftsspiel.

Onkel Robert zeigt seinen Nichten und Neffen ein neues Gesellschaftsspiel „Gegenätze“ und gibt ihnen die folgende Erläuterung: Bei unserem Spiel verstehen wir unter „Gegenätzen“ z. B. 1. „Stadt und Land.“ 2. „See- und Landtiere.“ 3. „Pflanzenreich und Mineralreich.“ 4. „Schularbeit und Spiel.“ 5. „Schwarz und Weiß.“ 6. „Vokale und Konsonanten“ u. s. w.

Der Spielordner wählt ein beliebiges Paar solcher Gegenätze aus, z. B. „Pflanzenreich und Mineralreich“ und, indem er irgend einem der andern ein Taschentuch zuwirft, ruft er ein Hauptwort, das sich auf die erste Gruppe (Pflanzenreich) bezieht, z. B. „Kette“. Der Empfänger des Taschentuchs muß sogleich ein Hauptwort nennen, das sich auf die zweite Gruppe (Mineralreich) bezieht, z. B. „Eisen“. Zögert er mit seinem Wort, so zählt der Spielordner 1, 2, 3, und wenn bei 3 noch kein Wort genannt ist, so gibt der Zauderer ein Pfand. Der Empfänger des Taschentuchs ruft dann, indem er das Tuch irgend einem der Mitspielenden zuwirft, wiederum ein Wort aus der ersten Gruppe, z. B. „Birke“. Wer das Taschentuch erhält, nennt ein Wort aus der zweiten Gruppe, z. B. „Granit“ u. s. w., bis der Spielordner ein anderes Paar Gegenätze bestimmt.

Wer ein Wort nennt, das nicht zu der betreffenden Gruppe paßt, gibt ein Pfand. In zweifelhaften Fällen entscheidet der Spielordner, besonders wenn es sich darum handelt, ob ein Wort als richtig gelten soll oder nicht.

Hat der Spielordner „Vokale und Konsonanten“ ausgewählt, so sind entweder die Anfangs- oder die Endbuchstaben maßgebend. Im ersteren Falle ruft man ein Wort, das mit einem Vokal beginnt, und der Empfänger des Taschentuchs nennt ein Wort, dessen Anfangsbuchstabe ein Konsonant ist. Im letzteren Falle muß der Endbuchstabe des ersten Wortes ein Vokal, der des zweiten ein Konsonant sein.

Der Spielordner hat auch das Recht, zu bestimmen, daß bei diesem Paar von Gegenätzen entweder nur Vornamen, oder nur geographische Namen u. s. w. genannt werden. Wer gegen eine Spielregel verstößt, hat ein Pfand verwirkt. Der Spielordner leitet das Auslösen der Pfänder.

6. Der Drache.

Herbstwind heute lustig weht.
Wie die Zweige schwanken, seht!
Laßt uns nehmen unsern Drachen
Und uns auf die Füße machen.

Fröhlich ziehen wir nun aus,
Auf das Stoppelfeld hinaus.
Da mag unser Drache steigen
Und uns seine Künste zeigen.

So. — Jetzt haltet ihn bereit,
Werft ihn auf zu rechter Zeit!
An den Schwanz noch das Laternchen!
Das erglänzt dann wie ein Sternchen.

Drache, sei uns recht geschickt,
Steig' mit Pfeilgeschwindigkeit!
Könnten wir wie du doch fliegen
Und uns in den Lüften wiegen!

Hei, wie steigt er jetzt so kühn!
Alle Schwalben vor ihm stieh'n.
Was soll das, ihr Vöglein, heißen?
Drache will euch ja nicht beißen.

Doch nun, Segler, ist's genug!
Halte an in deinem Flug.
Komm herab jetzt zu uns andern
Und laß uns nach Hause wandern.

S. A.

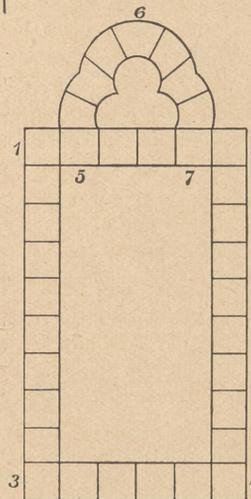
7. Spiegelrätzel.

- 3a, 1c, 2d, 5e,
1f, 3h, 4i, 2l,
3m, 2n, 2o,
1p, 3r, 3s.

Die obigen 35 Buchstaben sind in die leeren Felder der Figur so einzutragen, daß fünf Wörter entstehen, welche bezeichnen:

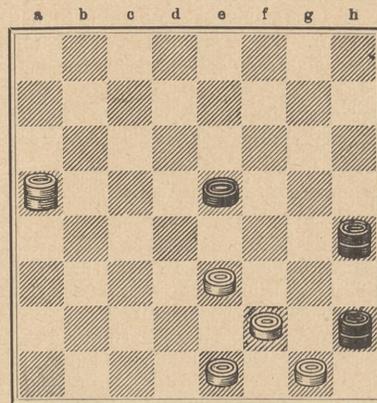
- 1—2. Ein Handwerkergerät;
- 1—3. eine Stadt in Hannover;
- 2—4. einen großen Bierfüßler;
- 3—4. eine große Stadt in Britisch-Indien;
- 5 über 6—7. eine Frucht.

F. A.



- 3—4. eine große Stadt in Britisch-Indien;
5 über 6—7. eine Frucht.

8. Damepielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht an und gewinnt!

9. Wechslerätzel.

Sucht mich am Rhein, in der Nähe der
Schweiz, dort bin ich zu finden.
Ändert ihr Kopf mir und Fuß, hat mich
Stalien als Stadt.

10. Bilderrästel.

„Die Fischhändlerin“.



11. Selbstgefertigte Einrichtung eines Schlafzimmers für die Püppchen.

Die Einrichtung der Puppenstuben, namentlich, wenn sie haltbar und zugleich nett aussehend sein soll, ist immer eine ziemliche Ausgabe.

In Nachstehendem will ich beschreiben, wie ich einer kleinen Nichte das so oft gewünschte, sehr nötige Puppen Schlafzimmer, zu der in ähnlicher Weise schon früher einmal angefertigten Wohnzimmereinrichtung passend, herstellte.

Zunächst ließ ich mir vom Tischler ein Puppenzimmer machen, an der linken Seite eine kleine Thür ausschneiden und die zur Schlafstube bestimmte kleine Kiste annageln; dann wurde dieselbe außen (der Puppenstube gleich) mit grauem Mauerpapier beklebt, innen mit dunkelroter Tapete und auf dem Fußboden mit braunem Holzpapier.

Der Thür gegenüber befand sich ein Fenster; oberhalb desselben schraubte ich zu beiden Seiten kleine Messinghaken ein, über welche die Gardinenstange gelegt wurde. Diese bestand aus einer abgebrochenen braunen Holzstricknadel, die mit den zugespitzten Enden in je eine Erbse gesteckt wurde.

Die Bilder an den Wänden stellte ich mittelst kleiner bunter Sprucharten und Oblaten her, die erst auf weißen Karten geklebt und dann durch Rahmen von Goldborte (Papierstreifen von 1/2—1 cm Breite zu 2 bis 10 Pf.) begrenzt wurden. Ein längliches Stück Spiegelglas, ringsum mit 2 cm breitem, dunkelgrünem Samtband eingefasst, auch vorher durch ringsum laufende Papierstreifen auf einer Kartonplatte befestigt, ergab einen Spiegel, der an einem Goldkopfnagel mittelst eines kleinen Messingringelchens, welches oben am Rahmen angenäht war, hing. In dieser Weise befestigt man auch die Bilder, das Ringelchen wird mit Fadenöse angeklebt.

Unter dem Spiegel stand ein Nachttischchen mit Behang vom Stoff der Gardinen; hierzu verwendete ich eine Parfümschachtel von 6 cm Höhe zu 4 cm Länge und Breite. Die obere Fläche glatt mit Stoff bespannt (denselben etwa 5 cm im Quadrat genommen), die Kanten nach den Seiten umgeschlagen und durch feste Stiche an den Ecken vernäht (durch die Schachtel gestochen). Ein Streifen, lang genug, um an 3 Seiten des Tischchens faltig befestigt zu werden, wird für den Behang mit einem kleinen, 1/2 cm hohen Köpfschen, zweimal dicht neben einander eingekräußt und oben an der Platte angenäht. Die vierte (unbefleide) Seite steht an der Wand.

Dem Spiegel gegenüber, an der rechten Wand, hatte eine Kommode ihren Platz gefunden, für welche 6 Streichhölzerchachteln nötig waren; die, je 3 auf einander, in 2 Reihen recht fest zusammen geklebt werden müssen. Die 4 unteren Einsätze werden herausgenommen und die dadurch entstandenen Fächer durch eine Thür verdeckt.

Für diese schneidet man einen Streifen Papierstramin von brauner Farbe (die 4 Schachteln bedeckend von 4 cm Höhe zu 7 1/2 cm Breite), der folgendermaßen verziert wird. Zunächst klebt man ringsum und in der Mitte herunter einen 1 Vöcherreihe breiten Streifen aus demselben Material, aber von hellbrauner Farbe. Die dadurch gewonnenen 2 Mittelfelder werden durch 4 auf einander geklebte Lagen des hellbraunen Stramins bedeckt und sehen dadurch aus wie mit Holzschneiderei verziert. Jede Lage ist nämlich um eine Vöcherreihe kleiner ringsum wie die vorhergehende (untere); schneidet man nun die Stiche recht sorgfältig, der Mitte der Vöcher folgend, aus einander, bilden sich kleine Rädchen und diese, 3—4 mal über einander schräg zulaufend nach oben, bringen einen ganz reizenden Eindruck hervor. Hat man etwas Goldbrünze zur Verfügung, so kann man die unterste Reihe oder den äußeren Rand dadurch noch besonders hervorheben. An einer Seite wird ein schwarzer Futterstoffstreifen halb unter die Thür (diese Hinterwand wird dann mit braunem Holzpapier bedeckt) und mit der anderen Hälfte an die äußere Seitenwand der Schachteln geklebt, damit sich die Thür auf- und zumachen läßt. Den Schluß vermittelt eine kleine an der gegenüberliegenden Wand angenähte Kleideröse, in die ein an der Vorderwand der Thür befestigter Drahtfaden greift.

(Schluß folgt.)

12. Rahmenrästel.

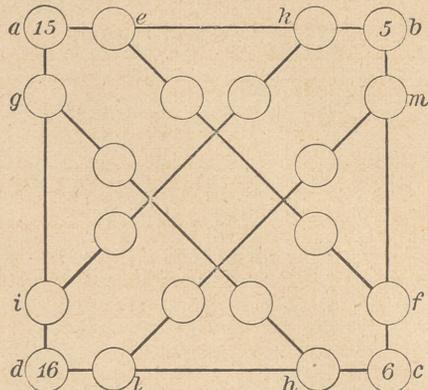
	a	a	e	e	e	
e	e	e	j	i	i	i
o	o			u	ü	
b	d			k	l	
d	g			l	p	
g	m	m	n	n	n	r
r	s	t	t	v		

eine Stadt in Hannover.

Die senkrechten Reihen sollen ergeben:

1. Eine Frucht; 2. eine Landschaft in Rußland; 3. eine Stadt in der Mark Brandenburg; 4. eine preussische Insel.

13. Rechenaufgabe.



Die Zahlen von 1 bis einschl. 20 sind in die 20 Ringe so einzustellen, daß die Summe von a bis b, von b bis c, von c bis d, von d bis a, ferner von e bis f, von g bis h, von i bis k und von l bis m immer „42“ ist. Zur Erleichterung sind bereits vier Zahlen eingestellt.

Auflösungen

der Rästel und Aufgaben des Kinder-Daheim in Nr. 1.

2. Rästel.

Der Würfel.

3. Bilderrästel.

„Die Schützen Scheibe“.

Die Punkte in der äußersten Kreislinie geben mit ihren gegenüber stehenden Buchstaben in der Runde, von links nach rechts gelesen, das erste Wort, die in der zweiten Kreislinie und die in der dritten Kreislinie das zweite und dritte Wort, und die in der vierten und fünften Kreislinie das vierte und fünfte Wort.

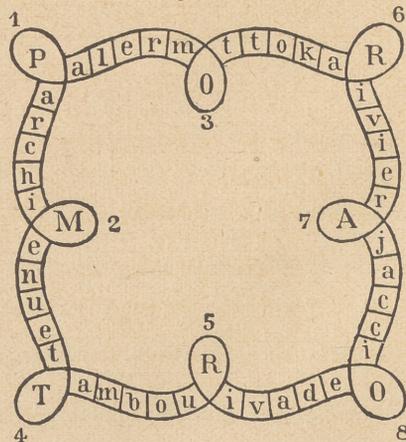
Jedesmal in derselben Runde gelesen. Das Ganze gibt dann den Spruch:

„Oft schießen trifft das Ziel“.

4. Blumenrästel. „Jasmin“.

- Jassa.
- Arles.
- Storn.
- Mahdi.
- Japon.
- Ngami.

5. Füllrästel.



6. Rästel. Der Nagel.

7. Wechselrästel.

Freitag — Freytag.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung unersangter eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: Th. S. Pantenius und Hanns von Sobellik. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. S. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W., Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Inserate nur an Daheim-Expedition (Welshagen & Klasing) in Leipzig, Friedrich Auguststraße 2. — Verlag der Daheim-Expedition (Welshagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim-Anzeiger.

(XXXVIII, Nr. 4. Ausgegeben am 26. Oktober, geschlossen am 16. Oktober 1901.)

Aufnahmegebühren: Die viergespalt. Nonpareille-Zeile oder deren Raum 1 M. 25 Pf.; im Personal-Anzeiger: Unter-Unterk. u. Bes. u. Ang. eb. d. e. n. e. Stell. 80 Pf. (Eine Zeile enth. 11 Silben).

Gesuchte Stellen 60 Pf. (Eine Zeile enthält 11 Silben). Die Aufträge für Anzeigen sind gef. zu richten an die **Daheim-Expedition** (Abt. f. Inserate) in **Leipzig**, Friedrich Auguststraße 2.

Briefkasten der Redaktion.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind mit dem Vermerk „Briefkasten“ zu versehen. **Direkte Auskünfte erteilen wir nicht** oder doch nur in den seltensten Fällen und zwar **nur an Abonnenten** und auch dann nur, wenn die nötigen Briefmarken beigelegt waren. Unverlangt eingeschickte **Gedichte** senden wir nur zurück, wenn wir die nötigen Briefmarken in der Sendung vorfinden.

stud. **B. A. in Mitau.** Nach ministerieller Verfügung dürfen Angehörige des russischen Reiches nur dann in die Technische Hochschule zu Berlin als Studierende aufgenommen werden, wenn sie den Nachweis erbringen, daß sie in der Heimat bereits eine technische Hochschule besucht oder bei einer solchen Aufnahme gefunden haben. Das Zeugnis über die bestandene „Konkursprüfung“ genügt ebensowenig, wie Zeugnisse (Diplome) über den Besuch von Universitäten des In- oder Auslandes oder technischer Hochschulen im Auslande. Deutsche Staatsangehörige, welche das Reisezeugnis von einem russischen Gymnasium besitzen, werden ohne weiteres als Studierende aufgenommen; haben sie eine russische siebenklassige Realschule durchge-

macht, so kann von der Bedingung des bestandenen Konkursexamens so lange abgesehen werden, als der § 41 des Verfassungstatuts (Übergangsbestimmungen) noch nicht aufgehoben ist.

A. S. in C. Das Bestehen einer Reiseprüfung an einer sechsklassigen Realschule ohne Besuch derselben genügt zur Erlangung des Einjährig-Freiwilligen-Zeugnisses nicht, denn nach den Bestimmungen der Heerordnung über den Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung durch Schulzeugnisse, ist ausdrücklich „das Bestehen der Entlassungsprüfung“ einer solchen Schule verlangt (§ 90, 2 c), und dies setzt doch ohne Zweifel den Besuch derselben voraus. Es bleibt also nur die Prüfung vor der Prüfungskommission übrig. Sie würden sich zu dem Zwecke an die Prüfungskommission des Bezirkes wenden müssen, in dem Sie gestellungspflichtig sind, und zwar spätestens bis zum 1. Februar für die Frühjahr- oder bis zum 1. August für die Herbstprüfung. Da Sie das Zeugnis der Berechtigung zum Einjährigen-Dienst noch nicht besitzen, aber schon über das gestellungspflichtige Alter hinaus sind, so muß doch bereits eine Zurückstellung stattgefunden haben. Diese kann aber wegen bürgerlicher Verhältnisse nur bis zum dritten Militärflichtjahre stattfinden. Sie würden also, wie es scheint, im nächsten

Jahre spätestens ihre Prüfung ablegen müssen, wenn sie nicht wegen körperlicher Untüchtigkeit überhaupt befreit werden.

F. v. A. in S. Zu der Frage betr. die sprichwörtliche Redensart: „Ich bin mit ihm durch einen Scheffel Erbsen verwandt“, die an dieser Stelle mehrfach erörtert wurde, geht uns noch folgender Beitrag von **E. D. A.** in **Helferkünden** im **Vajelland** (Schweiz) zu, der Sie interessieren dürfte: „Bei uns, im Kanton Vajelland, lautet fragliche Redensart wie folgt: Wir sind mit einander so siebe Suppe 'n es Tünkli verwandt, d. h. von sieben Suppen ein Bröcklein („Tünkli“ = in die Suppe eingetunkte Brotkrümlein). In der Stadt Solothurn sagt man über ein solches Verhältnis: Unsere Großmütter haben an derselben Sonne ihre Windeln getrodnet“; im „Bucheggberg“ (Teil des Kantons Solothurn) dagegen, ähnlich wie in Sachsen: Wo hundert Fucherten e Furre, d. h. von hundert Fucherten (Ackerland) eine Furche. In anderen Kantonen der Schweiz mag die Redensart wieder abweichend lauten, immer aber bleibt der Sinn derselben ungefähr der nämliche.“ Dem freundlichen Einleiden dieser Mitteilungen besten Dank und Gruß!

P. S. B. in B. Frage 1: Der Roman von **Walter Scott**: „Graf Robert von Paris“ ist in der **Frauth'schen** Buchhandlung in **Stuttgart** in deutscher Übersetzung er-

schienen. Frage 2: Ueber die Quelle zu Frommels „**Sebalduß Norhante** und sein Anhang“ läßt sich hier nichts ermitteln. Vielleicht finden Sie etwas darüber in **Minor**: „**Lessings Jugendfreunde**“, (Kürschners, **Deutscher National-Literatur**, Bd. 72). Frage 3: Wenden Sie sich des betr. Bildes wegen an die Kunsthandlung von **Ameler & Rüthardt** in **Berlin W.**, Behrenstraße 29 a.

A. S. in Offenbach. In Nr. 45 veröffentlichten wir folgende Antwort an dieser Stelle, die auch Ihnen gelten möge: Die **Kunstbeilage** dem **Daheim** löse beizulegen, geht aus technischen Gründen nicht an. Wenn Sie die Kunstbeilagen aus dem Heft unbeschädigt lösen, brauchen Sie ja nur die metallenen Heftklammern vorsichtig aufzubrechen und das Kunstblatt behutlich heraus zu nehmen. Sie können das, ohne das selbe auch nur im geringsten zu beschädigen. Ist das geschehen, können Sie die Klammern wieder fest an Ort und Stelle bringen.

Kantor **W. B.** in **B.** Besten Dank für die freundliche Mitteilung!

Sechszehnjährige **Daheim**abonnentin **L. B.** aus **Athona**; **B.** in **A. b. B.**; **Früh W.** in **A.**; **A. L.** in **Postok.** Leider nichts verwendbar für uns! **Ungekannter Leser** in **Gelsenkirchen.** Die uns nebst den für uns unbrauchbaren Gedichtensandte Briefmarke ist zu Ihrer Verfügung!
(Fortsetzung S. 29.)

Lange bevor im deutschen Hause alljährlich an Weihnachten gedacht wird, haben sich in den Fabriken und Werkstätten, im Handel und Gewerbe viele Tausende von fleissigen Menschen geregt, haben Neues erdacht und geschaffen, den Weihnachtstisch zu schmücken. Gilt es doch bald, die unzähligen Wünsche von Millionen in kurzer Frist zu erfüllen. An die deutsche Geschäftswelt tritt jetzt die Aufgabe heran, ihren Weihnachtsankündigungen **frühzeitig** die beste, ausgedehnteste Verbreitung zu geben und sich so den Lohn für Mühe und Arbeit zu sichern.

Der

Weihnachts-Anzeiger

des „**Daheim**“, mit seiner Reichhaltigkeit und übersichtlichen Anordnung, hat sich von jeher zur Ankündigung von

Geschenken aller Art

aus den Gebieten der **Industrie, Kunst** und **Litteratur** vorzüglich bewährt.

Das „**Daheim**“ ist bekanntlich als Lieblingsblatt des gebildeten deutschen Hauses in Stadt und Land überall in den besten und wohl-situierten Familien fest eingebürgert. Sein grosser Leserkreis ist daran gewöhnt, jedes Jahr in dem **Weihnachts-Anzeiger** einen zweckmässigen Wegweiser bei der Wahl von Festgeschenken und Bedarfsgegenständen zu finden.

Unsere **sechs Weihnachtsnummern** sind:

Nr. 6	Nr. 7	Nr. 8	Nr. 9.	Nr. 10	Nr. 11
vom 9. Nov.	vom 16. Nov.	vom 23. Nov.	vom 30. Nov.	vom 7. Dez.	vom 14. Dez.
Insertionsschluss am: 29. Okt.	5. Nov.	12. Nov.	19. Nov.	26. Nov.	3. Dez.

Preis der einspaltigen Nonpareille-Zeile 1 M. 25 Pf. Für ganze und halbe Seiten haben wir ermässigte Pauschalpreise.

Die für den **Weihnachts-Anzeiger** bestimmten Seiten enthalten redaktionelle Teile, sodass eine erhöhte Beachtung seitens aller Leser gewährleistet ist.

Leipzig, Friedrich Auguststr. 2.

Daheim-Expedition

Abteilung für Inserate.



Odol

Nach dem heutigen
Stande der Wissenschaft
nachweislich das beste
Mittel zur Pflege
der Zähne und des Mundes.

Kgl. Sächs. Lotterie.

(Hauptgewinn event. 1000 000 Mk. ohne jeden Abzug.)
Zur 140. Lotterie, deren 5. und letzte
Ziehung vom 4.—25. Nov. 1901
stattfindet, empfehle
 $\frac{1}{4}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{3}{5}$ $\frac{1}{10}$ Loosje mit
Mk 250.55 125.55 50.55 25.55 Porto u. Liste.
Ernst Kunze, [7724
Kollektion der kgl. Sächs. Landes-Lotterie.
Chemnitz, Sachsen, inn. Johannisstr. 14.

Gratis und franko
erhalten Sie
Illustrierten Prachtkatalog
mit 1000 Abbildungen, betreff.: Brand-
malerei, Kerbschnitzerei, Apparate.
L. Sauerborn's Kunstmagazin,
Köln, Rhein. [14196

Briefmarken, Auswahlbücher, reell
u. billig, sendet an Sammler das
Markenhaus i. Bethel 17 b. Bielefeld.

Tausende von 14531
Malvorlagen
Künstlerfarben, Malutensil. etc. jed. Genres.
Ansichtsendung, auch an Private bereit-
willigst.—Illustr. Katalog 75 A in Briefm.
Walter Möschke (Möschke & Schliephak),
Leipzig, Crusiusstr. 8.

Warum leiden Tausende unbilligerweise
an
Hämorrhoiden?
Broschüre geg. 50 Pf. in Marken frko.
Ficker's Verlag, Leipzig 127.

Für Autoren.
Unter günstig. Bedingungen übernehme d.
Commissions-Verlag belletrist. u. anderer
Werke. Gewissenhafter Vertrieb durch den
Buchhandel und umfangreiche Reklame.
Billigste Herstellung in eigener Druckerei.
Walter Möschke, Leipzig, Crusiusstr. 8
Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei.
Literarische Agentur.
Mitgl. d. Börsenvereins d. d. Buchhändler.

Stereoscop-Bilder.
Lehrreich und unterhaltend für
jung u. alt, 25 Stück für Mk. 2.50,
Glasstereoscop-Bilder und Pro-
jektions-Bilder empfiehlt
O. H. Meder's Institut, Leipzig.
Bilder-Versandkarte franco.

Atelier für Kerbschnitzerei.
Unterricht, Werkzeuge, Vorlagen, Holz,
Preisl. gratis durch Frau Clara Roth,
Berlin W., Lützowstr. 84a, II. [14692

Lactovolin.

Ersatz für Hühnererei.
Marke „Lacto“ Ersatz für Ganzel.
Marke „Ovolin“ Ersatz f. das Weisse des Eies.
Im Gebrauch erheblich billiger als Ei,
bei leichter und bequemer Anwendung.
Lacto-Ei-Cakes, Lacto-Ei-Zwieback,
Lacto-Ei-Cacao, Lacto-Ei-Chokolade,
Kuchenmehle, enthält. alle zur Anfertigung eines
schmackhaften Kuchens erforderlichen Bestandteile.
Kochrezepte, Gebrauchsanweisung u. sämtl. Druck-
sachen kostenfrei. 20 Gr.-Packungen zu 15 Pf.
Vereinigte Sterilisator-Werke,
Kleemann & Co., G. m. b. H.,
Berlin SW., Königgrätzerstrasse 44.



Damen, die den Vertrieb unserer Erzeugnisse in
Bekanntkreisen übernehmen wollen, werden **gesucht.**

Aufsehen erregende Wirkung!

Josef van de Bücken's Reinigungs-Seife

- „E' Treff“ ist zum Patent in den meisten Staaten angemeldet und gesetzlich geschützt.
- „E' Treff“ ist eine Reinigungs-Seife für **Teppiche, Gobelins, Sofas, Plüsches und Stoffe jeder Art.**
- „E' Treff“ Reinigungs-Seife ist auf ihre Güte **wissenschaftlich erprobt**, bietet eminente Vorzüge, welche bei Gebrauch sofort erkennbar sind.
- „E' Treff“ tötet **Bazillen** und die **Mottenbrut**; **desinfiziert**, entfernt jeden **Schmutz** fleck.
- „E' Treff“ macht **verfilzte Teppiche** wieder **wollig, geschmeidig** und **frischt alle Farben** auf.
- „E' Treff“ ist **unvergleichlich in Wirkung und Güte**, jedes **Konkurrenz-Fabrikat** übertreffend, dabei **bedeutend preiswerter!**
- „E' Treff“ ist **geruchlos**, aus **reinen, unschädlichen Chemikalien** zusammengesetzt und enthält weder Benzin noch Schwefel.
- „E' Treff“ bietet denkbar **einfachste und leichteste Reinigung**, selbst ein Kind kann diese vornehmen.
- „E' Treff“ ist in den meisten **besseren Geschäften** zum Preise von **50 Pf.** pro Stück käuflich.

Falls irgendwo nicht erhältlich, gegen Einsendung des Betrages in Briefmarken Stück **50 Pf.** portofrei durch die Erfinder

Josef van de Bücken & Cie., Hachen, Grossköln-
Str. 74/76.
Hunderte von Anerkennungen
dabei solche von ersten Kapacitäten. [14335

Siebigerbilder, prachtv. Serien à 30 A.
Brookmann, Hamburg,
Belle Alliancestrasse 2.

1000
echte Briefmarken,
wor. 200 verschied., enth. Congo, Venez.,
Chile, Türk., Ceyl., Argent., Austral., Span.,
Bulgar., Madagask., Aegypten,
Japan, Finland etc. **nur 1 Mark.**
Porto 20 Pf. extra. Kasse voraus.
Paul Siegert, Hamburg.

Meissner Dombau-
Geld-
Lotterie
Ziehung schon 26. October cr.
13160 Geldgewinne baar
ohne jeden Abzug zahlbar von Mk.
375 000
Die Hauptgewinne sind:
100 000
60 000
40 000
20 000
10 000
etc. etc. etc.
Originalloose à 3 Mk.
Für Porto und Liste 30 Pf. extra.
Oscar Bräuer & Co. Nachf.
Bank-Geschäft
Berlin W., Friedrichstr. 181

WIR KENNEN keine
bessere,
erhaltenere, ja Lust und Fleiß
steigernde Schule (Signale f. d. musk. Welt).
* **G. Damm, Klavierlehrer u. Melodienfach.**
A. 4. Gbfgb. 4.80. Prachtb. 5.20. 153. Auflage.
◀ Steingraber Verlag, Leipzig. ▶

Briefkasten der Redaktion.

(Fortsetzung.)

A. G. in D. (Antwort auf die Frage im Briefkasten von Nr. 51.) Der Komponist des Liebes „Armen Bergmanns Leben“ war, wie uns Kantor B. B. in B. schreibt, Franz Gläfer, geb. 1798 zu Bergeogenthal in Böhmen, geb. 1861 als Hofkapellmeister in Kopenhagen. Von ihm rühmen mehrere Singpiele, Lokalkosten und Opern her, darunter: „Peter Stiglig“, „Staberl“, „Die feinerne Jungfrau“. Sein bedeutendstes Werk ist die Oper: „Des Adlers Horst“. Wer der Dichter des oben bezeichneten Liebes war, haben wir noch immer nicht erfahren können.

G. B. in Tübingen. Wenden Sie sich an die Direktion des Norddeutschen Lloyd in Bremen oder an den Vorsitzenden des Deutschen Schiffschiffs-Vereins Herrn Scholtz Douglas in Berlin NW, Lessingstr. In der Zeitschrift „Die Flotte“, III. Jahrgang, Nr. 2 (Febr. 1900) finden Sie einen Aufsatz über die „Ausbildung von Berufsleuten für die deutsche Handelsmarine.“ Die betr. Nummer besorgt Ihnen jeder Buchhändler.

E. B. in D. Besten Dank für das Gesandte; der Komponist ist dabei leider auch nicht genannt!

Gesundheitsrat.

A. S. in B. Die granulöse Augenlid-entzündung ist im akuten Stadium in kürzerer Zeit heilbar. Wenn das Leiden chronisch geworden ist, dauert es allerdings länger, aber selbst ein seit 1 1/2 Jahren damit Behafteter braucht den Mut nicht sinken zu lassen. Genaue Befolgung der Vorschriften

des Augenarztes, dessen Kontrolle man sich ja nicht entziehe, und geregelte Lebensweise, vor allem Schonung der erkrankten Augen, führen schließlich zur Heilung. Nur für den Fall, daß die Entzündung auf die Hornhaut übergegangen ist und das Sehvermögen beeinträchtigt ist, ergibt sich eine Gefahr. Die Beschwerden der Bidentzündung und zeitweilig stärkere Lichtscheu brauchen einen Mann nicht zur Aufgabe seines Berufs zu zwingen. Unheilbar ist die Krankheit nicht. Wenn der Arzt tröstet, es werde schon besser werden, will er Mut einflößen, nicht die Hoffnung nehmen. Eine Augenheilkunst kann einen schnelleren Erfolg kaum versprechen. Der Aufenthalt in frischer Luft und die Ablenkung durch Arbeit schafft Kraft zur Befämpfung des Leidens. Dr. B.

Rechtsrat.

Frage: Vor sieben Jahren bezog ich eine Parterre-Wohnung, vor deren Fenster ein Gitter den Vorgarten bezeichnete; in meinem Mietvertrag war dieser Raum als mir vermietet nicht besonders genannt. Ich ließ Schutz und Steine aus demselben entfernen, neuen Boden einfühen und mit einigen Sträuchern, Rosen, Blumen, zwei kleinen Tannen bepflanzen, alles auf meine Kosten. Seit etwa einem Jahre ist das Haus in das Eigentum eines anderen übergegangen, der die Steigerung der bisherigen Mieten sich angelegen sein läßt, weshalb ich die Wohnung aufgabe. — Hat nun der neue Eigentümer irgend ein Recht an dem auf meine Kosten hergestellten Garten, den Pflanzen, Sträuchern u. s. w. erlangt, oder findet der § 547 B. G. B., wonach der Mieter berechtigt ist, eine Einrichtung, mit der er die gemietete Sache versehen hat, wegzunehmen, hier Anwendung? A. S. in C.

Antwort: An dem Garten, der ein Teil des Grundstücks ist, hat natürlich der Erwerber des gesamten Grundstücks das umfassendste Recht, nämlich das des Eigentümers; darüber können Sie doch wohl kaum im Zweifel sein. Sie haben vermutlich auch nicht den Garten selbst, sondern ihm zugeführten neuen Boden im Auge gehabt. Bezüglich des Rechtes auf Wegnahme der von Ihnen beschafften Garten-ernte, sowie der Pflanzen, Sträucher u. s. w. kommen neben dem von Ihnen angeführten § 547, der natürlich nur auf solche Einrichtungen Anwendung findet, die nicht Eigentum des Vermieters sind, folgende Bestimmungen des B. G. B. in Betracht: § 946. Wird eine bewegliche Sache mit einem Grundstück dergestalt verbunden, daß sie ein wesentlicher Bestandteil des Grundstücks wird, so erstreckt sich das Eigentum an dem Grundstück auf diese Sache. — § 94 Abs. 1. Zu den wesentlichen Bestandteilen eines Grundstücks gehören die mit dem Grund und Boden fest verbundenen Sachen, ... Samen wird mit dem Ausfaen, eine Pflanze wird mit dem Einpflanzen wesentlicher Bestandteil des Grundstücks. — § 95 Abs. 1 Satz 1. Zu den Bestandteilen eines Grundstücks gehören solche Sachen nicht, die nur zu einem vorübergehenden Zwecke mit dem Grund und Boden verbunden sind. — § 591 Abs. 1. Wer infolge der Vorschriften der §§ 946 bis 950 einen Rechtsverlust erleidet, kann von demjenigen, zu dessen Gunsten die Rechtsänderung eintritt, Vergütung in Geld nach den Vorschriften über die Herausgabe einer ungerechtfertigten Bereicherung fordern. Die Wiederherstellung des früheren Zustandes kann nicht verlangt werden. — Aus diesen Bestimmungen möchten wir für Ihren Fall folgern: die neue Gartenerbe haben Sie wohl nicht nur zu

einem vorübergehenden Zwecke mit dem Grund und Boden verbunden; sie ist also in das Eigentum des Vermieters übergegangen, Sie dürfen sie sonach nicht wieder wegnehmen, sondern haben nur einen Anspruch auf Vergütung gegen den Eigentümer. Zweifelhaft liegt die Sache hinsichtlich der von Ihnen bewirkten Einpflanzungen. Die zum Verfaue bestimmten Bäume einer Baumchule oder Pflanzen eines Gärtners sind offenbar nur zu einem vorübergehenden Zwecke eingepflanzt. Ob die von dem Mieter mit dem Grund und Boden verbundenen Sachen nur für seinen persönlichen Gebrauch, also nur zu dem vorübergehenden Zwecke, für die Dauer seiner Miete von ihm benutzt zu werden, mit dem Grundstück verbunden sind — in welchem Falle er sie wieder wegnehmen kann — oder ob eine dauernde Verbindung beabsichtigt ist — in welchem Falle er sie dem Eigentümer des Grundstücks be-lassen muß und nur Vergütung in Geld von ihm verlangen kann —, ist eine Frage, deren Entscheidung von den Umständen des einzelnen Falles abhängt und für welche sich allgemeine Regeln nicht aufstellen lassen (Laud, Kommentar zum B. G. B., Anm. 2 zu § 95). Immerhin wird nicht unbeachtet bleiben dürfen, daß Pflanzungen ihre Nahrung zum größten Teile aus dem Grundstück empfangen und somit ihr Wert nicht nur dem Vermögen des Eigentümers der Pflanze, sondern auch zum wesentlichen Teile dem Vermögen des Grundstückseigentümers entstammt. Und schließlich kommt, selbst wenn der Mieter an sich das Recht zur Wegnahme hätte, auch das Schtaneverbot (§ 226 B. G. B.) in Betracht, wonach die Ausübung eines Rechtes unzulässig ist, wenn sie nur den Zweck haben kann, einem anderen Schaden zuzufügen.

Kommt, laßt uns unsern Kindern leben! Die Mahnung Friedrich Fröbels, des Begründers der Kindergärten, möchten wir allen Eltern wiederholen, nachdem wir den diesjährigen illustrierten Weihnachts-Katalog der Leipziger Lehrmittel-Anstalt von Dr. Oskar Schneider durchgesehen haben.

Die I. Abteilung bietet eine Fülle von Bau- und Beschäftigungsspielen für 3—5 jährige Kinder, als Bautafeln, Mosaikspiele, Ring- und Stäbchenlegen, Durchstechen, Ausnähen, Ausschneiden u. s. w. — Für 6—12 jährige Kinder sind die Buchbinder, Buchdrucker, Tischler, Schlosser, Laubsäge- und Werkzeugkasten vorgegeben. Ferner Tisch-, Mal- und Handarbeitskasten, Brennapparate und Nähmaschinen für junge Mädchen. — Auch für größere Kinder und Erwachsene bietet die I. Abteilung eine Fülle neuer Gesellschaftsspiele.

In der II. Abteilung des Kataloges finden wir eine reichhaltige Auswahl in Dampf-, elektrischen, mechanischen Maschinen, Eisenbahnen, Schiffen und Apparaten. Dem Gebiete der Physik und Chemie ist eine ganz besondere Sorgfalt gewidmet. Mit den von der genannten Anstalt herausgegebenen Experimentierkästen werden sich die größeren Knaben deswegen gern beschäftigen, weil sie keine Spiel-, sondern wirkliche Lehrmittel sind, die den Knaben Gelegenheit geben, die in der Schule besprochenen und vorgeführten Experimente zu Hause zu wiederholen.

Wer seine Kinder an den langen Winterabenden lehrreich und unterhaltend beschäftigen will, der verlange von der Leipziger Lehrmittel-Anstalt von Dr. Oskar Schneider, Leipzig, Windmühlensstr. 39, den diesjährigen Weihnachts-Katalog. Genannte Anstalt versendet sowohl die I. als auch die II. Abteilung ihres Kataloges auf Verlangen unumsonst und postfrei. [14543]

Nur wer wirklich sparsam ist, weiss, dass die beste Ware die billigste ist. Wir verdanken uns. gross. Umsatz u. uns. Renommee dem Prinzip, das Beste billigst, nicht aber das Billigste zu liefern und fabrizieren als Specialität seit vielen Jahren allddeutsche Esszimmereinrichtungen, Stuhl m. Rückengeflecht, wie nebst, mass. Eichenh., gewachst 8.50 M., Büffel, wie nebst, Eichenh., gewachst 145 M., feo. j. Bahnst. Dtschl. Verkauf dir. an Priv., dah. Zwischenhdl. umg. Zeichn. fro. z. Dienst. Conr. Sauer Söhne, Fulda W. Möbelf. m. Dampf btr.

Empfohlen durch Rubinstein, R. Wagner, franz Liszt etc. Beste Qualität! — Billige Preise! Mehr als 315000 Instrumente verkauft! ESTEY Orgeln & Pianos General-Agentur: Louis Ritz & Co., Hamburg D.

Der Kakao par excellence! Eineißegehalt, Befömmlichkeit, Ergiebigkeit und Wohlgeschmack eines Kakao stehen zu seinem Delgehalt in umgekehrtem Verhältnis und sind deshalb dem nach D. R. F. 89251 hergestellten doppelt entölte Reichardt-Kakao im höchsten Maße eigen. fabrikpreise: Pfund M. 1.40 bis M. 2.40. Direkte Versand an Private, Anstalten, Beamtenschaften u. s. w. Preisliste und Proben umsonst. Kakao-Compagnie Grösste deutsche Theodor Reichardt Kakaopulverfabrik in Hamburg - Wandsbek. [14565] Geschäftsstellen in: Berlin, Breslau, Danzig, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Leipzig, Kassel, Köln, Königsberg, München, Nürnberg, Posen, Stettin u. Stuttgart.

Knorr's Suppentafeln Knorr's Erbswurst in ca. 40 verschiedenen Sorten. Jede Tafel à 100 Gramm liefert, nur mit Wasser zubereitet, in 15 bis 25 Minuten eine für 5 bis 6 Personen ausreichende, vollständig fertige Suppe, welche Fleischbrühe, Gewürze und alle sonstigen Zuthaten enthält! Unübertroffen im Geschmack. mit und ohne Speck — mit Julienne — mit Schinken — mit Schweinsohren — zur raschen und bequemen Bereitung kräftiger Suppen nach Hausmacherart. In 1/8, 1/4 und 1/2 Kilo-Packung überall zu haben.

Wer mit Berufsgeschäften überhäuft - Der lese Das Echo.

Vierteljährl. d. Post od. Buchhandel 2 M. d. Kreuzb. 4,50 M., jährl. 18 M. Jeder Vielbeschäftigte verlange Probenummer von dem Echo-Verlag, Berlin SW. 48.

Zauber- und Nebelbilder-Apparate f. Künftler, Dilett. u. Kind.
R. Music, Berlin, Postage 13.
 Spec.-Katalog frko. für 25^h Marken.

Julius Blüthner, Leipzig.

Königl. Sächs. Hofpianofortefabrik.
 Hoflieferant Ihrer Maj. der Deutschen Kaiserin und Königin von Preussen,
 Sr. Maj. des Kaisers von Oesterreich und Königs von Ungarn, Sr. Maj. des Kaisers von Russland,
 Sr. Maj. des Königs von Dänemark, Sr. Maj. des Königs von Griechenland,
 Sr. Maj. des Königs von Rumänien, Ihrer Maj. der Königin von England.

Flügel und Pianinos

Prämiert mit nur ersten Weltausstellungs-Preisen.

"HERUSKER"
 GASKOKE-DAUERBRAND-OEFEN
 DER WARSTEINER-GRUBEN UND HUTTEN-WERKE
 WARSTEIN
 HILDRANSEN

Zu haben in allen besseren Ofenhandlungen.

Fritz Borstell's Lesezirkel

verbunden mit der
 Nicolaischen Buchhandlung in Berlin NW. 7.
 Grösstes deutsches Bücher-Leih-Institut

von belletristischen und wissenschaftlichen Werken
 deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.

Lager über 500 000 Bände.

Jahres-Abonnements nach auswärts:
 4 Bände 8 Bände 12 Bände 25 Bände 50 Bände
 30 M. 40 M. 50 M. 90 M. 175 M.
 Vierteljahres-Abonnements: 10 M. 13 M. 15 M. 30 M. 50 M.

Wechselzeit beliebig. - Emballage frei. - Prospekte gratis. [14594]

O. H. MEDER LEIPZIG

Artikel für die Jugend.
 Modell-Dampfmasch., Dampf- und Uhrwerk-Eisenbahnen, Laterna magica, Elektr. Apparat etc.
 Ill. Catalog Nr. 86 gegen 10 Pig.-Marke.

rate, Lehrmittel, Photographen, Photograph. Apparat etc.

„Liederquell“

251 Volks-, Vaterlids-, Soldat-, Jäger- u. Commerztieder, berühmte klass. mod. u. geistl. Gesänge f. 1 mittl. Singstimme. m. leicht. Pianobg. einget. v. Wilh. Tschirch. Preis M. 3. - Fein gebd. M. 4.20. Lyra: „Die Sammlg. hat nicht ihres gleichen.“
 Steingraber Verlag, Leipzig.

Friedrichs Stiftvergoldung
 und **Ledermalerei**, herrliche Arbeit für Liebhaber tüchtler. Prospekte tendet gratis
 Geschäftsstelle des „Hausfleiß“
 Leipzig, Reilstraße. [168]

Kinderhauspulte,
 d. schönste u. Pratt. Geschenk f. Kind. Spiel- u. Turngeräte aller Art hier. billigt A. W. Remy & Cie., Schulbafabr., Neuwied a. Rh. Preisliste zu Diensten. [14591]

Kinderstrumpf mit
erksehbarem Knie
 (patentamt. gesch. Nr. 102488).
 Dieser praktische, preiswerte u. aus besten Garnen hergestellte Strumpf macht das hässliche Stopfen der Kniee überflüssig. Das Erjastknie läßt den Strumpf für e. Billiges wie neu erscheinen. Zu bez. durch alle bejj. Strumpfwarengechäfte, u. an Pläzen, wo keine Niederlage vorh., direkt von
Siegfried Alterthum,
 Strumpfabrik, Magdeburg Nr. 5.

Weihnachts-Katalog.

Leipziger Lehrmittel-Anstalt

versendet auf Verlangen postfrei

Katalog I
 Anker-Steinbaukasten u. Beschäftigungsspiele. Mal-Spritz-Brenn-Tusch-Saubüge-Kerbschnitt-u. Werkzeug-Kasten-Sammlungen, Turn- u. Spielgeräte, Gesellschaftsspiele für gross u. klein.

Katalog II
 Dampf-, elektrische, mechan. Maschinen, Eisenbahnen u. Schiffe, Elektrische, optische u. photograph. Apparate, Experimentier-Kästen, Phonographen, Laterna magica etc.

Katalog III
 mechan. Musikwerke mit auswechselbaren Notenscheiben.

LEIPZIG von Dr. Oskar Schneider. LEIPZIG

Wer seine Teppiche schonen will, kaufe nur **Abner's Teppichkehrer** 75 000 ständig im Gebrauche
 deutsche Marken „Victoria“ u. „Perfection“.
Christian Abner, Köln a. Rh.
 Bezugsadressen werden angegeben.

Kinderschutzgitter (baby-box)
 D. R. G. Nr. 83826, ganz zerlegbar. Dasselbe bewirkt sicheres und schnelles Erlernen des Gehens und schliesst die hiermit für die Kinder verbundenen Gefahren völlig aus. Nr. 1. 130 x 110 x 50 cm. Preis M. 14, Nr. 2. 150 x 110 x 50 cm. Preis M. 15, mit Ledertuchpolsterung des oberen Randes je M. 5 extra. Reichh., illustr. Katalog auch über Kinderwagen, Kinderstühle etc. gratis. [13866]
 Holzwarenfabrik Hildburghausen.

Jede Dame
 die Jugend und Schönheit durch ein naturgemässes Mittel sich erhalten will, benutzt den **Neuen Elastischen Masseur** zur Körper- u. Gesichtsmassage (Gummikugeln). Tausende im Gebrauch. Gold. Med. Aerztl. empfohl. Compl. M. 5, vernick. M. 6, Prosp. grat.
B. Preuss & Co. Charlottenburg 56.

Die Stimme seines Herrn!

Neu erschienen: **Grosse Concert-Schallplatten**, über 3 Minuten Spielzeit.
 Neue **Concert-Schalldosen**. Wiedergabe von höchster Vollkommenheit.

Man verlange Cataloge von:
Bernhard Basting
 Berlin W., Friedrichstr. 189.

Monarch-Grammophon, neu, für Concertplatten, widerstandsfähige harte Platten, keine weichen Walzen.

EUREKA PATENT

Ohne Gefahr
 ist das Schiessen mit Eureka Waffen, deren Geschosse aus Gummipfeilen bestehen. Unstreitig das interessanteste Spiel für Knaben im Salon und Garten. Zu haben in allen Spielwaren- und Waffenhandlungen. Wo nicht erhältlich, wende man sich direkt an [14418]
Mayer & Grammelspacher, Rastatt.

Billige Heizung für Kirchen.
Neuer Füllofen für Koaks
 von **Leprince & Siveke**
 in Herford, Westfalen.

Die Erwärmung der Kirchen, sowohl die Beschaffung der Ofen als auch namentlich deren Heizung ist erstaunlich billig. - Es ist dadurch auch den minder gut-situierten Gemeinden Gelegenheit gegeben, ihre Kirchen zu heizen. - Die Ofen bedürfen nicht des ständigen Nachlegens, die einmalige Füllung - für 16 Stunden - reicht zur Erwärmung vollständig aus. - Schornsteinanlagen sind nicht zwingend erforderlich. - Zahlreiche Zeugnisse von Kirchengemeinden, Zeichnung und Preis-tourant stehen zu Diensten. [229]

Photograph. Apparate

von einfacher aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung, sowie sämtliche **Bedarfs-Artikel**.
 Enorm billige Preise.
 Apparate von Mark 1.- bis Mark 585.-
 Illustrierte Preisliste kostenlos.
Christian Tauber, Wiesbaden.

Goldene und silberne Medaille Paris 1900.
Sont nirgends! 2 Mark
 kosten meine **präparierten Bienenkellen**. Sofortige Binderung der Schmerzen. Rheumatismus, Gicht, Gliederreihen, Magen-schmerzen, Hals- und Brustschmerzen, Zahnschmerzen, Fieber, Influenza vermindert sofort. Habitualer Erfolg. [14389]
 Drogist Georg Pohl, Berlin, Brunnenstr. 157.

Neues vom Büchertisch.

Die Redaktion behält sich den Titelabdruck der eingekauften Bücher in diesem Verzeichnis und die Besprechung einzelner Werke vor. Eine Rückgabe von Rezensionsexemplaren kann in keinem Falle erfolgen.

- Aemilius**, Theodor. Wilde Kanten. Sang und Sage für unmoderne Leute. Gustav Schloßmann, Göttingen.
- Appelhaus**, B. Handhabe und übersichtliches Rezeptbuch sämtlicher Getränke der Gegenwart. Selbstverlag des Verfassers in Osterode (Ostpr.).
- Aus** einem deutsch-evangelischen Pfarrhause in Chile. Kommuniionsverlag von Jeller & Geds, Wiesbaden.
- Barth**, Dr. med. Friedr. Arztlicher Ratgeber bei der Pflege und Ernährung des Kindes. Verlag von J. B. Bachem, Köln.
- Bayer**, Dr. med. Anna. Wir Frauen und der Alkoholismus. Verlag von Friedrich Reinhardt, Basel.
- Bernoulli**, Carl Albrecht. Wahn und Ahnung. Erste Liefer. Verlag von Wiegand & Grieben, Berlin.
- Berk**, Eduard. Der blinde Gros. Roman. Verlag von Carl Reißner, Dresden.
- Blennerhassett**, Lady Dr. Gabriele d'Annunzio. Gode & Teglass, Verlag, Berlin.
- Blocher**, Dr. Hermann. Wider unsern Grofeind. Ansprüche hervorragender Männer über die Alkoholfrage. Zweite, stark vermehrte Auflage. Verlag von Friedrich Reinhardt, Basel.
- Breitenbach**, Dr. Wilhelm. Die Biologie im 19. Jahrhundert. Verlag von Dr. W. Breitenbach, Denskirchen.
- Broicher**, Dr. E. Z. Das Kaiser Wilhelm-Denkmal auf der Hohensburg. Festschrift. Verlag von G. D. Baedeker, Eisen.
- Bundes-Kalender**. Ein Jahrbuch für evangelische Jünglinge und Männer auf das Jahr 1902. Verlag des Westdeutschen Jünglingsbundes, Elberfeld.
- von Bunge**, Dr. med. G. Die Alkoholffrage. Verlag von Friedrich Reinhardt, Basel.

- Burg**, Jacques. Coullissen=Staub. Lustiges Theater-Allelei. M. Slienthal, Verlag, Berlin.
- Christen-Buch**. Das. Ein evangelisches Hausbuch. Vief. 1. Buchhandlung für Innere Mission. Stuttgart.
- David**, Edwin. Ratgeber für Anfänger im Photographieren. 40.—50. Tausend. Verlag von Wilhelm Knapp, Halle a./S.
- Dofe**, Johannes. Der Trommler von Düppel. Erzählung aus der Nordmark. J. F. Lehmanns Verlag, München.
- Engel**, Dr. Th. Die wichtigsten Gesteinsarten der Erde nebst vorausgeschickter Einführung in die Geologie. Vief. 1. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Verlag von Otto Maier, Ravensburg.
- Ersmann**, Friedrich. Knud Lamard. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Verlag von C. Boyen, Hamburg.
- Familien-Stammbuch**. Deutsches. Christliches Hausbuch. Verlag von Hellmuth Wolfermann, Braunschweig.
- Fischer**, Paul. Religionslose Moral — ein Urding. Chr. Beller'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.
- Fischer**, W. A. Die Schirmherren des Klosters Herrenalb. Roman aus dem 13. Jahrhundert. J. Frides Verlag, Halle a./S.
- Forel**, Dr. August. Die Trinksitten, ihre hygienische und soziale Bedeutung. Verlag von Friedrich Reinhardt, Basel.
- Fred**, W. Modernes Kunstgewerbe. Essay. J. H. Ed. Feib, Straßburg.
- Fritz**, Dr. med. Adolf. Der Einfluß der geistigen Getränke auf die Kinder. Verlag von Friedrich Reinhardt, Basel.
- Gaule**, Dr. J. Wie wirkt der Alkohol auf den Menschen? Verlag von Friedrich Reinhardt, Basel.
- Göb**, Hermann. Eine Orientreise. Geschildert und illustriert. Verlag von E. A. Seemann, Leipzig.
- Gugik**, Gustav. Leben. Eine Wiener Geschichte. J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W.
- Haase**, Wilhelm, und Wilhelm Kuhnert. Das Tierleben der Erde. Drei Bände. Mit 620 Textillustrationen und 120 chromotypographischen Tafeln. Vief. 29—36. Martin Oldenbourg, Berlin.

- Hausfreund**, Dr. G. Luth. Kalender der auf das Jahr 1902. Verlag von Johannes Hermann, Wiedkau i. S.
- von Heidenstam** Berner. Landschaften und Menschen. Reiseessays. Autorisierte Übersetzung. J. H. Ed. Feib, Straßburg.
- Seigl**, Ferd., Der heilige Alfons von Liguori. Grabmanns Broschüre und seine Gegner. Hugo Bermühler, Verlag, Berlin.
- Gellmuth**, Leonhard. Moderne Pflanzenornamente. Vorlagen für das Freizeichnen. Vief. 1. Verlag von Seemann & Co., Leipzig.
- Hilm**, Carl. Der Sclaventrieg. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wilhelm Braumüller, Hofbuchhändler, Wien.
- Hunzinger**, Dr. A. W. Über unsere Kraft. Verlag von Fr. Vahn, Schweinitz i. W.
- Kinderkalender**. Neuer, für 1902. Verlag von H. D. Verfiel, Hamburg.
- Kirchstein**, Max. Gerhart Hauptmann. Sein Leben und seine Werke in einer kurzen Übersicht dargestellt. Hugo Schildberger, Verlag, Berlin.
- — — — — Merlin. Dramatisches Gedicht in zwei Aufzügen. C. Pierions Verlag, Dresden.
- Klob**, Karl Maria. Erster Sang und Schellenklang. Gedichte. C. Pierions Verlag, Dresden.
- König**, Eduard. Die Bedeutung des Alten Testaments für das christliche Glaubensleben. H. G. Wallmann, Leipzig.
- La Mara**, Im Lande der Sehnsucht. Ciceroe durch italische Kunst und Natur. In Verlen. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.
- Lambert**, Marcel, et Philippe Gillo. Versailles et les deux Triangles. A. Mame et Fils, Tours (G. Hodeler, Leipzig).
- Lang**, Otto. Alkoholgenuß und Berbrechen. Verlag von Friedrich Reinhardt, Basel.
- Wombert**, Alfred. Der Denker. Dem Sternbild Orion geweiht. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W.
- Nachbar-Kalender**. Illustrierter Familien-Kalender für das Jahr 1902. Verlag von H. D. Verfiel, Hamburg.

- von Dergen**, Margarete. Aus einem Tälern. Waldgeschichten. Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln.
- — — — — Lebensfreiter. Zwei Novellen. Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln.
- Otto**, Ludwig Ernst. Rosa Bioletta. Eine humoristisch-tragische Erzählung. C. Pierions Verlag, Dresden.
- Ouida**, Gefammelte Novellen. Erstes Bändchen. Interner Verlagsanstalt, Berlin.
- Plate**, Prof. Dr. L. Die Abtammungslehre. Mit 8 Abbild. Verlag von Dr. W. Breitenbach, Denskirchen.
- Poths-Wegner**, Kreuz- und Querfahrten. I. Korfik. — II. Capri-Venedig. — III. Dalmatien-Montenegro-Albanien. F. Schellers Buchhlg., Berlin.
- Protostantismus**, Der, am Ende des XIX. Jahrhunderts in Wort und Bild. Vief. 9—12. Verlag Warburg, Berlin.
- Reichmann**, Dr. August, Richard Waagner. Zweite Auflage. Hugo Schildberger, Verlag, Berlin.
- Ritkinnen**, Leo. Gedichte. C. Pierions Verlag, Dresden.
- Gf. zu Sahn-Wittgenstein-Verleburg**, Friedrich. Reisebilder aus Sizilien und Korfu. Verlag von Vigenfirchen & Brüding, Wiesbaden.
- Schäfer**, Wilhelm. Rembrandt. Schauspiel in drei Aufzügen. Bräutig, Schönbergstraße 2.
- Schiller**, Dr. Hermann. Weltgeschichte. Dritter Band. Geschichte des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit. Verlag von W. Seemann, Stuttgart.
- Schlag**, Johannes. Jesus und Mirjam. Der Tod des Antidifri. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W.
- Schulze**, Johannes. Über Aechten-Vereinigungsanlagen. Verlag von Carl Schölke, Leipzig.
- Swierczewski**, Pfarrer. Die Stellung zum biblischen Gottesglauben im Zeitungsweisen der Gegenwart. Referat. Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission, Berlin.
- Thurneichen**, Rudolf. Sagen aus dem alten Irland. Verlag von Wiegand & Grieben, Berlin.
- Volkbote**. Ein gemeinnütziger Kalender auf das Jahr 1902. Schulze'sche Hof-Buchhandlung, Oldenburg.



Kufeke's

Kindermehl.

Kein Austausch
sondern direkte Umarbeitung
alter Seiden- und Wollenfasern oder
Lappen zu Bettdecken, Kleiderstoffen,
Läufern u. s. w. durch [14434]
A. J. Hermann, Donauwörth.
Älteste Weberei dieser Branche.



Volle Büste
Schönheit der Formen
durch
Lenolos Kraftpillen
Einzig Bestes und Natürlichstes gegen
Erfolglos! MAGERKEIT! Vollig
garantirt! Nur allein echt bei
Otto Reichel BERLIN S.O. 23.
Eisenbahnstr. 7.

Lehrerinnen
Telefonistinnen
Contoristinnen
Telegrafistinnen
Verkäuferinnen

14609]

die infolge geistiger, körperlicher oder Nerven-Überanstrengung an Abspannung und Uebermüdung leiden, finden kein besseres Frühstück- und Abendgetränk wie Hausens Kasseler Hafer-Kakao, der, mit Wasser oder Milch gekocht, die Blutbeschaffenheit bessert, die Nerventhätigkeit anregt und eine richtige Anbildung der Körpergewebe, Fett und Muskulatur bewirkt. Bei Blutarmut und gesunkener Ernährung gibt es kein wirksameres Mittel wie Hausens Kasseler Hafer-Kakao, der von mehr als 10 000 Aerzten ständig verordnet wird, und auch für Kinder das bekömmlichste Getränk ist. Nur echt in blauen Kartons à 1 Mk., niemals lose.

Damentuch
In Dualität in neuesten Farben zu eleganten
Promenadenkleidern, Billardtuch u. moderne
Anzugstoffe für Herren und Knaben versehen
billigst, jedes Maß. Proben frei! [14571]
Max Niemer, Sommerfeld, N.L.

Hervorragendes Kräftigungsmittel



Somatose
Somatose ist ein Albumosenpräparat
und enthält die Nährstoffe des Fleisches
(Eiweiß und Salz). Regt in hohem
Maasse den Appetit an. Erhältlich in
Apotheken und Drogerien.
Nur echt wenn in Originalpackung.

Landeshuter Leinen-Industrie
Hildebrand & Sack
Landeshut in Schlesien.
Spezialität:
*** Brautausstattungen. ***
Leinen- und Baumwollwaren,
Muster und Preisliste portofrei. [14273]

Alle Arten Tuche, Buckskins, Kammergarn, Chevots, Damentuche, Satins, Croisés, Militär-, Diagonal-u. Strumpf-Tricots empfiehlt zu billigsten Preisen
Julius Garbe, Tuchfabrikant,
Finsterwalde N.L. [14598]

Cottbuser Tuch-Fabrik
Schmidt & Co. Cottbus
Anerk. bill. directe Bezugsqu. f. Private
i. Herrenstoff. Reichh. Must. auf Ver. fre.

Schöner Teint!
Keine Sommersprossen, weisse
Hände, keine Rote, keine Unreinh.,
keine Sprödigkeit u. kein Wund-
sein d. Haut, kein Fältch. b. Gross
u. Klein erzielt m. f. duft.
Birkon-Crème (ges. gesch.),
Dose 1,50 Mk. Nicht fettend.
Nur bei Franz Schwarzlose,
Berlin, Leipzigerstrasse 56 (Colonnaden).

